



Bestattungskultur im Wandel

Herausforderungen u. Perspektiven kirchlicher Kasualpraxis

1. Zur Eröffnung

Im¹ Folgenden habe ich die Aufgabe übernommen, praktisch-theologische Überlegungen zur gegenwärtigen Bestattungskultur beizutragen. Gleichwohl beginne ich mit einer Bemerkung eines Kulturwissenschaftlers. Thomas Macho hat auf einen schlichten, jedoch wesentlichen Sachverhalt hingewiesen: Die Gemeinsamkeit aller Todesfälle sei darin zu sehen, dass ein Mensch nicht verschwindet, wenn er stirbt. Vielmehr: Der tote Mensch »bleibt«, als Leichnam nämlich. Er bleibt als derselbe Mensch da, nur eben als ein anderer, als Toter. Das Gemeinsame aller Todesfälle, so Macho, liege weiterhin darin, dass dieser Bleibende, der Verstorbene also, nicht bleiben kann. Der Leichnam verändert sich, ein Mensch bleibt uns auch als ein Verstorbener nicht.

Nimmt man beides zusammen – das Bleiben und das nicht bleiben können –, dann hat das Konsequenzen. Bestattung ist kulturell gesehen eine handgreifliche Aufgabe. Sie gibt es nur in der Gemeinschaft der Lebenden mit den Toten – niemand kann sich selbst bestatten. Sie ist auch ein symbolischer Akt. Bestattung ein Geschehen, das mit Deutungen und Bedeutungen aufgeladen ist. Aber Bestattung ist eben nicht die symbo-

lische Deutung eines Abschieds, der so oder so geschieht. Sie hat vielmehr selbst diesen Abschied und diesen Übergang zu vollbringen. In der Bestattung (in welcher Gestalt auch immer) gilt es, die Toten in den Abschied zu geben, um von ihnen Abschied zu nehmen. Abschied geben, nicht nur Abschied nehmen. Jan Assmann hat einmal vermerkt, »dass alle Kultur ihr Zentrum im Problem der Sterblichkeit hat«. Wenn das stimmt, dann kommt diesem Moment des Abschied-Gebens essentiell Bedeutung zu. Meine gewissermaßen kulturethische Voraussetzung lautet: Es sind die Toten, die den Weiterlebenden und ihrer Kultur unabweisbar abfordern, dass sie bestattet werden. Das scheint mir gleichsam der kategorische Imperativ einer humanen Kultur zu sein.

2. Umbrüche der kirchlichen Kasualkultur

Die empirischen Untersuchungen zur gelebten Kirchlichkeit hierzulande, die in den vergangenen Jahrzehnten der praktisch-theologischen Wahrnehmung Tiefenschärfe gegeben haben, zeigen insgesamt, dass die Kasualien und insbesondere die Bestattung von hervorgehobener Bedeutung sind. Auf die Frage nach Ihrer Motivation, der Kirche anzugehören, findet das Votum »weil ich auf kirchliche Trauung oder Beerdigung nicht verzichten möchte« nach wie vor und mit leicht steigendem Anteil die höchst Zustimmung (2002:

Inhalt

■ Artikel

Dr. Kristian Fechtner,
Bestattungskultur im Wandel 93

Gudrun Scheiner-Petry,
Bilanz ziehen und weiter denken 102

Christoph von Knobelsdorff,
Der eigentliche Auftrag 104

Martin Ost,
Liebe Leserin, lieber Leser 108

■ update

Dr. Hans-Christoph Schmitt,
»Theologie« statt »Geschichte«
im Alten Testament 98

■ Aussprache

Günther Zeilinger,
Nicht nur Begeisterung 107

Hans-Martin Meuß,
Bitteres Privileg 108

Dirk Acksteiner,
Danke 109

■ Bericht

Matthias Tilgner,
GVEE aktuell 101

■ Bücher

Dr. Karl-Heinz Röhl,
Geyer/Schmauß, Übers Wasser.. 109

Martin Ost,
Nicol/Deeg, Im Wechselschritt.. 109

■ Ankündigungen

110

¹ Vortrag auf der Frühjahrstagung des Pfarrer- und Pfarrerrinnenvereins in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern am 7. Mai 2012 in Rothenburg o. d. Tauber. Der Vortragsstil ist beibehalten.

50%). Im Grunde bleibt die kirchliche Bestattung empirisch gesehen die stärkste Kasualie, sie fungiert gleichsam als »Hauptgottesdienst«, an dem die meisten Evangelischen – und dies in einer existentiell angehenden Weise – teilnehmen. Dabei sind ca. 4% der kirchlichen Handlungen Bestattungen von Nicht-Kirchenmitglieder; ein Wert, der im Blick auf die nicht selten damit verbundenen kontroversen Debatten kontinuierlich vergleichsweise gering geblieben ist. Umgekehrt fällt auf, dass es einen wachsenden Anteil der verstorbenen und nicht-kirchlich bestatteten Kirchenmitglieder gibt, in den ostdeutschen Landeskirchen über 20 %, in den westdeutschen evangelischen Landeskirchen aber auch mittlerweile fast 10 %. Hier ist selbstkritisch zu fragen, ob hier nicht sukzessive die evangelische Kirche ihre Ritenkompetenz, die ihr weithin zugeschrieben wird, verliert. Gleichwohl: Auch im spät-volkskirchlichen Christentum unserer Tage ist die Teilhabe an den Kasualien ein wesentliches Moment gelebter Kirchlichkeit. Zugleich lassen sich in diesem Feld Wandlungen und Umbrüche erkennen, drei Aspekte sollen herausgestrichen werden:

a. Subjektivierung der Kasualien:

Die Kasualien verlieren ihren selbstverständlichen Charakter, sie werden – jedenfalls in bestimmten Milieus – begründungspflichtig und optional. Auch der Bereich der Bestattung unterliegt mehr und mehr Entscheidungsmöglichkeiten, aber auch Entscheidungszwängen: Erd- oder Urnenbestattung, an welchem Ort, öffentlich oder privat, welchen Charakter soll der Abschied haben? Verstärkt werden subjektive Gestaltungswünsche im Blick auf die Trauerfeiern artikuliert, mittlerweile klassisch sind insbesondere Auseinandersetzungen um die Musik: Was kann und was darf nicht sein?

b. Konkurrenzen:

Die Kirche hat ihr »Ritenmonopol« auch im Bereich von Sterben und Tod verloren. Mittlerweile haben sich nicht-kirchliche Beerdigungsredner etabliert und frei Ritualgestalterinnen und Trauerbegleiter bieten eigens und z.T. sehr persönlich gestaltete Trauerfeiern an. Hinzu kommt, dass sich neue Bestattungsunternehmen als integrale Trauerinstitute verstehen, die in eigenen Abschiedsräumen selbst Feiern ausrichten und seelsorgliche Aufgaben übernehmen. Allerdings zeigt sich, dass in vielen Fällen weltliche Bestattungen

keine Alternativen zur kirchlichen Bestattung, sondern eher säkularisierte Variationen derselben darstellen. Die Alternative zum christlichen Begräbnis besteht eher darin – und dies ist die eigentliche Herausforderung –, dass auf eine Trauerfeier gänzlich verzichtet wird und eine anonyme Bestattung erfolgt.

c. Ambivalente Situation von Traditionsabbrüchen und Neugestaltungen

Kirche und Theologie hat vornehmlich die Verluste traditioneller Trauerrituale in der Moderne verzeichnet und beklagt. Dies reicht von der Trauerkleidung, die höchstens noch im dörflichen Kontext praktiziert wird, bis hin zu selbstverständlichen nachbarschaftlichen Verhaltensweisen im Trauerfall. Auf der anderen Seite aber entwickeln sich durchaus Momente einer neuen Abschieds- und Erinnerungskultur, neue Bestattungsorte und Bestattungsformen entstehen, die sich einleben. Die Spätmoderne ist auch im Feld der Bestattung ritualproduktiv und – möglicherweise – traditionsbildend. Beides, Traditionsabbrüche und Neugestaltungen, gilt es sorgsam wahrzunehmen.

3. Theologische Perspektiven der kirchlichen Bestattung

Die christliche Gemeinde gibt ihre Toten in einer gottesdienstlichen Feier in den Abschied. Die Mitte einer christlichen Kultur bildet also ein gemeinschaftlicher liturgischer Akt. Das scheint mir zunächst das Charakteristische. Das Begräbnis ist keine Privatangelegenheit. Von alters her gehört die Bestattung der Toten zu den Werken der Barmherzigkeit, es ist ein Liebesdienst, also im elementaren Sinne diakonia. Bereits Augustin betont, dass der Tote als Glied der »christiana et catholica societas« (als Glied der christlichen Gemeinschaft) verstirbt. Dies gilt m.E. unbeschadet dessen, dass in der Geschichte des Christentums beileibe nicht jeder Verstorbene ein individuelles Begräbnis erhalten hat und dass bis weit ins 19. Jh. hinein hierzulande viele Verstorbene nächtens ohne gottesdienstliche Feier bestattet wurden. Die gottesdienstliche Feier und der liturgische Akt der Bestattung stehen für drei Kennzeichen eines christlichen Umgangs mit dem Tod und mit den Toten. Zusammen bilden sie drei wesentliche theologische Momente:

a.

Jede Bestattung begeht und vollzieht einen Übergang aus der Sphäre des Lebens in den Bereich des Todes. Be-

stattungen sind, in welcher Gestalt auch immer, Übergangsrituale. In der rituellen Dramaturgie geht es um drei Schritte: um Trennung, um einen Akt der Umwandlung und um Eingliederung in einen neuen Zustand. Ich will und kann das kulturanthropologische Modell der Übergangsriten (Rites de Passage) nicht eingehender verfolgen, sondern will mich theologisch konzentrieren. Das Übergangsgeschehen der christlichen Bestattung ist ein religiös qualifiziertes Ritual. Es gründet biblisch im Wort Jesu: »Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, auch wenn er stirbt.« (Joh 11,25). Der Tod ist hier in eine besondere Perspektive gerückt, er wird gleichsam als ein »Tor zum Leben« verstanden – in welchen religiösen Sinnbildern und Metaphern sich dieser Glaube dann auch immer auszusprechen vermag. Man kann auch sagen: Der Übergang vom Leben in den Tod erscheint hier auch als ein Übergang vom Leben ins Leben. Dies gilt im Blick auf den Toten, der »überführt« wird, und dies gilt zugleich für die Gemeinde, die – so Gott will – als Trauergemeinde zur tröstenden und getrösteten Gemeinde wird. In diesem Sinne Übergang, das ist das erste Zeichen.

b.

Daraus resultiert ein zweites Signum. Die kirchliche Bestattung gestaltet einen liturgischen Weg, der begangen wird, d.h. von den Lebenden mitgegangen wird. Das »Mitgehen«, das Weggeleit also, ist das zweite Kennzeichen. Die Bestattung ist eine Prozession – die einzige im Übrigen, die im evangelischen Bereich noch praktiziert wird, wenn sie denn praktiziert wird. In diesem Weggeleit kommen mehrere Momente zum Ausdruck: Der liturgische Weg führt den Verstorbenen aus der Gemeinschaft der Lebenden heraus. Der Weg ist ein Akt der Trennung. Dass die Hinterbliebenen dem Sarg oder der Urne auf diesem letzten Gang folgen, macht sinnfällig, dass jede/r über kurz oder lang dem Verstorbenen in den Tod folgen wird. Leben ist Frist. Der Weg führt aber nicht in Nichts, sondern zu einem konkreten Ort, der künftigen Ruhestätte des Toten. Dies gilt theologisch zugleich auch auf einer zweiten Ebene. Der Weg führt in eine Gemeinschaft Gottes hinein, die Lebende und Tote umgreift. Er hält in Beziehung. »Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum: Wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.« (Rm 14,8). Gegen manche protestantische Einwände ist es

m.E. deshalb zulässig und angemessen, dass eben auch diejenige gesegnet wird, von der Abschied genommen wird.

c.

Daraus ergibt sich ein drittes Moment. Die christliche Bestattung ist nicht nur ein Übergangsritual. Sie ist auch ein Übergabe-Ritual. Dies hängt unmittelbar mit dem zusammen, was ich in meiner einstimmenden kulturanthropologischen Bemerkung angeführt habe: Es geht nicht nur darum, Abschied zu nehmen, sondern auch und wesentlich darum, Abschied zu geben. Wohin geben wir unsere Toten? Das religiöse Leitmotiv einer kirchlichen Bestattung verdichtet sich homiletisch und liturgisch in den Worten: »Wir legen N.N. in die Hände Gottes.« (vgl. Agenden) In der kirchlichen Bestattung übergeben wir unsere Toten in Bitte, in Klage und in Dank. In diesem Übergabe-Akt handelt die christliche Gemeinde an der Grenze, über die hinaus keine menschliche Handlung reicht. Sie nimmt die Toten fürbittend ins Gebet des Psalmisten: »In deine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöst, Herr, du treuer Gott.« (Ps 31,6)

Übergang – Weggeleit – Übergabe: In diesen drei Momenten erschließt sich für mich der spezifisch theologische Charakter einer kirchlich verantworteten Bestattung.

Was mir dabei wichtig ist: Die theologischen Deutungen sind nichts, was wir zu einer Bestattung gleichsam dazudenken oder dazuglauben. Vielmehr gilt: Die theologischen Deutungen und die religiösen Vorstellungen stecken in den Formen unserer Bestattungspraxis, also: sie stecken in den rituellen Formen, die wir gestalten; und sie stecken in den Worten, die gesprochen werden; und sie stecken in den Gesten der Pfarrerin und der Gemeinde; und sie stecken in dem Ort, der aufgesucht wird. Alle diese Gestaltungsfragen sind also nicht etwas Äußerliches. Nach der Bedeutung einer kirchlichen Bestattung zu fragen heißt deshalb danach zu fragen: Wie gestaltet sich heute Bestattung und wie verändert sich heute die Bestattungskultur. Ich will deshalb im Folgenden vier Punkte aufgreifen, die mir aus praktisch-theologischer Perspektive besonders wichtig erscheinen.

4. Tendenzen und Herausforderungen zeitgenössischer Bestattungskultur in theologischer Perspektive

1 Bürgerlich-protestantische Bestattungskultur: Individuelle Lebensgeschichte und Verdrängung der Toten

Mein erster Punkt betrifft zwei widerstreitende Aspekte, die insgesamt die bürgerlich-protestantische Bestattungskultur in der Moderne prägen:

Die eine Seite ist: Bestattung bedeutet Abschied zu nehmen von einer konkreten Person in ihrer je individuellen Lebensgeschichte. Die Trauerfeier steht in einem lebensgeschichtlichen Zusammenhang. Abschied wird in der Moderne als individueller Abschied wahrgenommen wird. Das heißt nicht, dass jede Bestattung ganz individuell gestaltet sein muss. Aber es soll zum Ausdruck kommen, dass hier ein bestimmtes, ein persönlich gelebtes Leben zu Ende gegangen ist. Dieser individuell-biographische Aspekt ist auch theologisch geboten. Er hält fest, dass es vor Gott um den unverwechselbar und unvertretbar Einzelnen geht und dass es auf jeden Einzelnen ankommt – auch und gerade wenn dies die gesellschaftlichen Funktionsmechanismen permanent bestreiten. Dass Leben und Tod etwas Individuelles sind, das ist ein wesentliches Moment unserer ererbten Bestattungskultur.

Dazu gibt es aber auch noch eine andere Seite: Es gehört zum Allgemeinwissen, im Blick auf die Moderne von einer »Verdrängung des Todes« zu sprechen. Ich halte mittlerweile nicht mehr viel von dieser These, sie scheint mir viel zu ungenau. Zu konstatieren ist aber m.E. so etwas wie eine »Verdrängung der Toten«. Der Umgang mit den Toten wird in der Moderne mehr und mehr in professionelle Hände gelegt. Und das heißt: Die Toten geraten buchstäblich aus dem Blick, sie werden gleichsam unberührbar. Tod heißt: Verzicht auf jeden Kontakt. An dieser Entwicklung hat der Protestantismus erhebliche Anteile. In scharfer Abgrenzung zu jeder Form des Totenkultes hat die Reformation die Trauerfeier als eine Feier verstanden, die sich nurmehr an die Lebenden richtet. Gottesdienstliche Elemente, die sich gestisch und symbolisch auf den Toten beziehen, sind im Protestantismus zurückgebaut worden (Segen, Erdwurf). Zugespitzt kann man sagen: Die kirchliche Bestattung kann, überspitzt gesagt, als ein Geschehen verstanden und auch erlebt werden, das buchstäblich von den

Toten absehen kann, im Grunde ohne sie stattfinden kann.

Ich beobachte nun, dass sich an manchen Stellen gegenwärtiger Bestattungskultur gerade in dieser Hinsicht Veränderungen zeigen. Es geht darum, sich sinnlich-konkret und symbolisch-rituell den Toten zuzuwenden. Das ist kein flächendeckendes Phänomen. Aber: Es gibt z.B. ein neues Interesse an Abschiedsräumen, etwa in Krankenhäusern. Die Hospizbewegung hat einiges dazu beigetragen, dass Kontakt und Berührung im Sterben und nach dem Tod wieder möglich werden. Dazu gehört auch die mittlerweile breite Palette von alternativen Bestattungsunternehmen, die andere Räume schaffen, in denen Angehörige ihren Toten begegnen können. Ich würde diese etwas disparate Zusammenstellung als Zeichen werten. Ich erhoffe mir in diese Richtung weitere kirchliche Anstöße.

Aus der »Biographisierung« der Bestattungskultur – in England sprechen Religionssoziologen mittlerweile von Bestattungsfeiern als »celebration of life« – erwachsen heute auch weitergehende Herausforderungen, liturgisch und seelsorglich sorgsam mit persönlichen Wünschen umzugehen. Dies betrifft insbesondere die musikalische Gestaltung und die verstärkt geäußerten Liedwünsche aus dem Bereich populärer Musik. Inwiefern sind sie »stimmig« im Blick auf die Person des Verstorbenen und im Blick auf die gottesdienstliche Situation? Sind sie auslegungsfähig im Sinnzusammenhang einer christlichen Bestattung oder dementieren sie hinterrücks deren Botschaft?

2 Dramaturgie der Bestattung

Der Begriff der Dramaturgie ist in unserem Zusammenhang missverständlich, aber praktisch-theologisch gebräuchlich. Dramaturgie meint nicht: Alles Theater. Es bezeichnet vielmehr die innere symbolische Logik eines Handlungsverlaufes, hier also all dessen, was zusammenhängend in einer Bestattung geschieht.

Eine der zentralen Veränderungen in den letzten Jahrzehnten besteht darin, dass der Wege-Charakter der kirchlichen Bestattung immer undeutlicher wird. Traditionell ist der Weg des christlichen Begräbnisses durch drei Stationen markiert: Sterbehaus (als Ort der Aussegnung) – Friedhofskapelle (als Ort der Trauerfeier) – Grab (als Ort der Grablegung). Dieser Weg hat sich zunächst tendenziell auf zwei Stationen verkürzt, jedenfalls im städtischen Kon-

text ist die Aussegnung zu einem Sonderfall geworden. In den letzten Jahren wird nun die Urnenbestattung mehr und mehr zum Normalfall einer kirchlichen Bestattung. Damit wird auch der Gang zum Grab aus der Trauerfeier gelöst. Er erscheint nicht mehr als Geleit, sondern wird gleichsam zu einem privaten Nachgang zu einem späteren Zeitpunkt. Über die Urnenbestattung und ihre Konsequenzen wäre praktisch-theologisch sehr viel eingehender zu sprechen. Ich will in unserem Zusammenhang lediglich auf einen Punkt abheben, der für unsere gegenwärtige Bestattungskultur von erheblicher Tragweite ist. Es gibt eine klassische Polarität des bürgerlich-christlichen Abschieds: Der Intimität des Sterbens steht der öffentliche Charakter der Bestattung gegenüber. Kulturgeschichtlich müsste man dies vermutlich etwas genauer differenzieren. Wichtig ist aber: Das Sterbezimmer ist ein familiärer und privater Raum, der Abschied jedoch bewegt sich traditionell im öffentlichen Raum. Wir erleben heute nun im Grunde eine Umkehrung: Das Sterben ist in hohem Maße in die Sphäre öffentlicher Institutionen verlagert worden, in Krankenhäuser und Heime. Und gleichzeitig wird die Abschieds- und Bestattungskultur sukzessive privatisiert: Der Verstorbene wird im engsten Familienkreis beigesetzt, von Beileidsbekundungen am Grab bitten wir Abstand zu nehmen und so fort. In der Debatte um die jüngste Neufassung von Bestattungsgesetzen spielt das Stichwort »Privatisierung« eine entscheidende Rolle. Dazu gehören etwa Bestrebungen, die Bestattungspflicht aufzuheben und Urnen den Angehörigen zu übereignen. Die immer wieder geäußerte Sorge, damit werde dann Schindluder getrieben, teile ich nicht. Das Problem erscheint mir viel grundsätzlicher. Der Tod wird konsequent zu einer Privatangelegenheit erklärt und der Tote wird der privaten Verfügungsgewalt der Weiterlebenden ausgeliefert. Wenn nach christlichem Verständnis die Mitte der Abschieds- und Bestattungskultur ein Gottesdienst ist, dann wird dieser Vorstellung – Tod ist Privatangelegenheit – widersprochen. Die Gemeinde, manchmal auch nur die Pfarrerin, wenn sich ansonsten niemand einstellt, stehen dafür, dass der Tod eben auch eine öffentliche Angelegenheit ist. Bezeugt wird: Der Tod dieses konkreten Menschen betrifft das Gemeinwesen. Er schlägt auch eine Wunde im Gemeinwesen. Und der Umgang mit dem Tod

ist dementsprechend auch eine Sache des Gemeinwesens. Dass das Menschen auch heute so empfinden, wird immer dann besonders deutlich, wenn öffentliche Todesfälle betrauert werden – von Lady Di bis zu (den Toten von) der Love-Parade in Duisburg. Es ist m.E. eine gemeinschaftliche Aufgabe, an der sich insbesondere die Kirchen zu beteiligen haben, den öffentlichen Charakter des Todes als Bestattungskultur zu pflegen. Eine Seitenbemerkung an dieser Stelle: Wenn es gilt, den öffentlichen Charakter der kirchlichen Kasualpraxis präsent zu halten, dann kann man guten Gründen Bestattung als besondere Aufgabe des öffentlichen Amtes der Verkündigung ansehen. Mit praktisch-theologischer Sorge nehme ich Tendenzen wahr, Kasualien in die Hände von Prädikantinnen und Prädikanten zu legen. Die ordinierte Pfarrerin, der ordinierte Pfarrer stehen in besonderer Weise nicht nur für die kirchliche, sondern auch für die öffentliche Dimension der Kasualie. Gerade aus der Sicht der gemeindlich distanzierten Kirchenmitglieder ist die Kasualpraxis substantiell mit dem Pfarramt verbunden. Und schließlich erscheinen die Amtshandlungen an der Schnittstelle von Religion und Lebensgeschichte als pastoraltheologische Aufgabe par excellence, die in hohem Maße theologisch-hermeneutische Kompetenz erfordert.

3 Die Örtlichkeit der Toten

Dasein bedeutet, einen Ort zu haben. Menschen einen Ort zu verweigern ist gleichsam Existenzverweigerung. Die christliche Bestattungskultur hat immer eine Verortung der Toten beinhaltet, ob in antiken Katakomben, mittelalterlichen Kirchhöfen oder modernen Friedhöfen. Wo Bestattung als Weg gestaltet und begriffen ist, da führt sie unabweisbar zu einem konkreten Ort – wo immer dieser auch gelegen sein mag. Die Verortung der Toten speist sich aus zwei elementaren Motiven:

Tote beanspruchen einen Raum. Kulturpsychologisch ist von alters her die Ortlosigkeit des Toten eine beängstigende Vorstellung gewesen. De-Lokalisierung der Toten wird heute z.T. anders erlebt – man denke an die Zunahme von Seebestattungen oder das Ausstreuen der Asche. Noch die anonyme Bestattung in einem Urnenfeld aber schafft einen konkreten Ort, wobei nicht von ungefähr die genaue Totenstätte auch der anonymen Urne in den Büchern präzise festgehalten wird. Gleichwohl: Die definitive Ortsbindung der Toten wird

heute gelockert. Am weitesten gehen dabei die etwas spektakulär anmutenden Weltraumbestattungen, die es ja tatsächlich gibt. Man kann sie auch als Versuch lesen, die Toten und damit den Tod gänzlich aus unserem menschlich zugänglichen Lebensraum auszuschließen. Tote beanspruchen einen Raum. Das ist das eine Motiv der Verortung. Das zweite ist:

Erinnerung bedarf Orte der Erinnerung. Die christlich-bürgerliche Bestattungstradition hat Abschied und Erinnerung eng miteinander verflochten. Dass dieser Zusammenhang wichtig ist, ist in den letzten Jahren noch einmal besonders ins Bewusstsein gekommen. Für früh und totgeborene Kinder sind eigene Ruhestätten auf vielen Friedhöfen angelegt worden, damit Eltern einen Ort der Trauer und der Erinnerung haben. Und manche Angehörige, die zunächst in eine anonyme Bestattung eingewilligt haben, spüren erst im Nachhinein, wie ihnen ein konkreter Erinnerungsort fehlt. Insgesamt: Die Toten brauchen einen Ort, der Tod braucht eine Ortsangabe.

Was es mit der konkreten Örtlichkeit auf sich hat, will ich knapp an der gegenwärtigen Diskussion um Friedhof und Friedwald als unterschiedliche Bestattungsorte skizzieren. Das klassische Prinzip des Friedhofs ist, so zeigt Thomas Klie, dasjenige des »umgrenzten Raumes«. Der Friedhof zieht eine Grenze – und zwar nach außen wie nach innen. Nach außen unterscheidet er die Welt der Lebenden und die Sphäre der Toten. Beides wird bewusst nicht in eins gesetzt. Es geht um die Begrenzung des Todes und um ein bewusst wahrgenommenes Distanzbedürfnis. Zugleich betreten die Lebenden auch die Sphäre der Toten, die Grenze ist (in diese Richtung) nicht verschlossen. Die Lebenden sind Gäste, Besucher/innen ihrer Toten. Im Inneren dieser Begrenzung gibt es eigene Beziehungsformen und eigene Themen – eine besondere Form des Gestimmt-Seins. Auch das gehört zu dieser Grenze. Der Friedhof liegt – das kennzeichnet ihn topographisch – außen vor und zugleich in nächster Nähe. Die neu eingerichteten Friedwälder, deren Zahl gegenwärtig rasch wächst, haben gegenüber den modernen Friedhofsanlagen ihre eigene Anmutung. Urnen in dafür ausgewiesenen Waldstücken im Wurzelwerk von Bäumen beizusetzen (sog. Familien oder Gemeinschaftsbäume), ist heute für viele Menschen eine Vorstellung und auch

eine Praxis, für die sie sich erwärmen. Zu Recht scheint mir die anfänglich harsche Kritik und Ablehnung von kirchlicher Seite einer sensibleren und differenzierteren Betrachtung gewichen. Sicherlich: Im Konzept des Friedwaldes artikuliert sich auch eine Form der »Naturreligiosität«, die durchaus kritisch betrachtet werden kann. Gleichwohl ist solche Naturreligiosität der Geschichte des Christentums keineswegs fremd. Außerdem ist gelebtes Christentum nie frei von Synkretismen und eigensinnigen religiösen Vorstellungen gewesen, die sich der kirchlichen Theologie nicht ohne weiteres fügen. Dass die christliche Gemeinde ihre Toten nur in den abgezirkelten Reihengräbern gegenwärtiger Friedhofskultur, nicht aber in den Naturflächen eines Waldes zur Ruhe betten und in die Hände Gottes legen kann, will mir nicht einleuchten. Dass die Bayrische Landeskirche auf dem Schwanberg einen eigenen christlichen Friedwald eröffnet hat, empfinde ich als einen ganz angemessenen Versuch. Es muss m.E. darum gehen, auch hier an der Erneuerung und Intensivierung der Bestattungskultur mitzuwirken. Aus theologischer Perspektive sind zwei Dinge wesentlich: Zum einen ist genau zu schauen, wie in dieser anderen Örtlichkeit der gottesdienstliche Akt Bestattung zur Geltung kommt und Gestalt gewinnt. Der neuralgische Punkt der Friedwald-Konzeption ist m.E. aber die Frage: Welche Grenzen werden gezogen? Welche Grenzen werden verwischt? Die Vorstellungen, die sich mit dem Friedwald verbinden, ziehen eine scharfe Grenze zwischen Kultur und Natur. Der Tod wird gleichsam in die »reine« Natur ausgegliedert und in dessen natürlichen Kreislauf. Der christliche Glaube kann sich aber nicht in den Tod als einer Naturgegebenheit einfinden, er tritt dessen verletzender Macht immer auch entgegen. Zugleich verwischt der Friedwald die Grenze zwischen der Sphäre der Lebenden und derjenigen der Toten. Von seiner Anlage her soll der Friedwald ausdrücklich kein ausgesondertes und begrenztes Waldstück sein, sondern ein offenes. Das halte ich für einen problematischen Punkt: keinen Unterschied zu machen zwischen Waldspaziergang und Besuch der Toten. Der Tod ist Teil des Lebens und er ist die Negation des Lebens. Wer das zweite Moment ausblendet, verfällt einer Illusion. Ich denke, dass Kirche sich an der Konzeption und Praxis neuer Bestattungsorte jenseits der städtischen oder

dörflichen Friedhofsanlagen aktiv beteiligen sollte. Vielleicht wären dies auf kirchlicher Seite aber keine Friedwälder, sondern gestaltete und v.a. umgrenzte »Waldfriedstätten«

4 Anonymisierung der Verstorbenen

Die anonyme Bestattung ist diejenige Form, die insbesondere in den urbanen Zentren in den letzten Jahren am stärksten anwächst. Sie führt uns an die Grenze unserer angestammten Bestattungskultur. Historisch gesehen ist sie allerdings alles andere als ein Novum. Sie erscheint vielmehr als eine Zeitschleife in eine vorbürgerliche Praxis, in der die Toten keinen Namen haben. In gewisser Weise radikalisiert sie den Grundzug moderner Bestattungskultur. Die Verstorbene wird noch aus den sozialen Beziehungen herausgelöst, die unauflöslich mit ihrem Namen verbunden sind. Man kann auch sagen: Die anonyme Bestattung ist die auf die Spitze getriebene Individualisierung: Der Abschied wird nicht mehr als ein soziales Geschehen begangen, jede Form der Erinnerung wird unterbunden. Allerdings stehen wir m.E. praktisch-theologisch noch am Anfang einer Auseinandersetzung mit einer Bestattung, die die Toten namenlos macht. Z.B. ist – was ihre Bedeutung angeht – vermutlich zwischen einer von außen sozial auferlegten Anonymisierung und einer von den Verstorbenen verfügten Selbst-Anonymisierung zu unterscheiden. Man wird genau schauen müssen, welche Anliegen, welche Bedürfnisse, welche Vorstellungen sich darin jeweils artikulieren – wer da mit wem ungemessen oder unangemessen umgeht.

Aus theologischer Sicht ist die Bewertung m.E. gar nicht so einfach. Es könnte ja sein, dass es ausreicht zu wissen, dass unsere Namen »im Himmel geschrieben sind« (Lk 10,20), d.h. wenn sie im »Buch des Lebens« (Off 3,5) verzeichnet sind, dann mögen sich Inschriften auf irdischen Grabsteinen erübrigen. Im Ersten und im Letzten ist es eben nicht das Gedächtnis der Hinterbliebenen, in denen Menschen gegen das Vergessen aufgehoben bleiben. Jede menschliche Erinnerung ist vergänglich. Dass Gott jedes einzelnen Menschen gedenkt, ist die Hoffnung, die der christliche Glaube hegt. Und diese Hoffnung gilt auch für diejenigen, die namenlos beerdigt werden. Und doch bleibt die anonyme Bestattung eine Anfechtung und eine Herausforderung, der kritisch zu begegnen ist. In der Taufe ist unser Name unauflöslich mit dem Namen Gottes

verbunden worden. Deshalb scheint es mir auch theologisch richtig, wenn die Kirche gegen eine Bestattungskultur streitet, in der die Verstorbenen ihre Namen verlieren.

Mindestens genau so wichtig ist aber zu schauen, welche konstruktiven Gestaltungsmöglichkeiten Kirche auch im Feld der anonymen Bestattungen aufzubringen vermag. Ich denke z.B. an Gottesdienste für Angehörige, deren Verstorbene anonym beigesetzt worden sind. Oder auch daran, dass eine Gemeinde eine Trauerfeier für Verstorbene, die ansonsten allein und anonym bestattet würden, als Teil ihres öffentlichen Gemeindegottesdienstes, gleichsam stellvertretend begeht. Und auch: dass Gemeinden möglicherweise Gemeinschaftsgrabanlagen gestalten und pflegen.

Ein paar wenige Sätze zum Schluss:

Die gegenwärtige Bestattungskultur und ihre Veränderungen hat zahlreiche Facetten. Die Reihe der Themen und Beobachtungen ließen sich fortsetzen. Man wird den Wandel nicht ohne Weiteres auf einen Nenner bringen können, mir geht es eher um genaue Wahrnehmung. Ich plädiere entschieden dafür, Bestattung und alles, was sich darum kristallisiert, als eine Zentralstelle kirchlicher Praxis wahrzunehmen. Dass Menschen der Kirche eine besondere Kompetenz im Blick auf Sterben und Tod zumessen, daran hängt für die Bedeutung des Christentums und wohl auch für die Lebensbedeutung des christlichen Glaubens viel. Nicht von ungefähr waren die urchristlichen Gemeinden in hervorgehobener Weise auch Bestattungsvereine. Den Toten in christlicher Gemeinschaft Raum zu geben, darum ist es zu tun.

*Dr. Kristian Fechtner,
Professor für Praktische Theologie,
Universität Mainz*

Literatur:

- Kristian Fechtner*, Dem Tod begegnen: Die kirchliche Bestattung. In: Ders., Kirche von Fall zu Fall. Kasualien wahrnehmen und gestalten. Gütersloh 2011, 53–79.
- Hans-Martin Gutmann*, Mit den Toten leben – eine evangelische Perspektive. Hamburg 2011.
- Thomas Klie*, Todeszeichen. Topologie der Bestattung. BThZ 20 (2003), 57–68.
- Thomas Macho*, Tod und Trauer im kulturwissenschaftlichen Vergleich. In: Jan Assmann, Der Tod als Thema der Kulturtheorie. Frankfurt 2000, 89–119.

»Theologie« statt »Geschichte« im Alten Testament

Teil II: »Geschichte Israels« zwischen »Maximalisten« und »Minimalisten«

1. Hat die Bibel doch nicht Recht?

update

An zwei populärwissenschaftlichen Publikationen zur »Geschichte Israels«, die im Abstand von einem halben Jahrhundert erschienen sind, zeigen sich besonders deutlich die Umbrüche der alttestamentlichen (= atl.)

Wissenschaft der letzten Jahrzehnte. 1955 publizierte der Journalist W. Keller den Bestseller »Und die Bibel hat doch recht« mit dem Untertitel »Forscher beweisen die historische Wahrheit.« 2002 erschien die deutsche Ausgabe eines die gegenteilige Botschaft verkündenden Buches des israelischen Archäologen I. Finkelstein und des amerikanischen Journalisten N. A. Silberman: »Keine Posaunen vor Jericho. Die archäologische Wahrheit über die Bibel.«¹

Vor fünfzig Jahren verstand man die archäologischen Forschungsergebnisse im Großen und Ganzen als eine Bestätigung der biblischen Geschichtsaussagen. Man stützte sich damals vor allem darauf, dass zahlreiche im Alten Testament (= AT) berichtete Nachrichten über die späte Königszeit durch ausgegrabene assyrische und babylonische Dokumente bestätigt worden waren. Herrschend war damals daher die heute so bezeichnete »maximalistische« Sicht, die die historischen Aussagen der Bibel für großenteils zuverlässig hält. Dagegen ist die Mehrheit der gegenwärtigen Forschung den atl. Geschichtsdarstellungen gegenüber weitgehend skeptisch eingestellt und setzt sich von daher eher für eine »minimalistische« Sicht ein.

Dabei macht sie zu Recht auf das Ergebnis der literarischen Erforschung der atl. Texte aufmerksam, nach dem die Geschichtserzählungen der Bibel zuallererst Zeugnisse von Gotteserfahrungen darstellen und keine Geschichtsberichte, die direkt historisch auszuwerten sind. Die gegenwärtige

¹ Es handelt sich hierbei um die Übersetzung des 2001 in New York erschienen Buches „The bible unearthed. Archaeology's new vision of Ancient Israel and the origin of its sacred texts.“

Geschichtsforschung stützt sich dabei auf die in Teil I² referierten Ergebnisse der neueren Pentateuchexegese: Nach ihr finden sich in den Mosebüchern nur noch wenige alte Überlieferungen, die nicht von späten, z.T. erst exilisch-nachexilischen Theologien geprägt sind. Von daher wurde vor allem die Historizität der Pentateuch-Überlieferungen über eine nomadische Frühgeschichte Israels (Erzväter-, Mose- und Landnahmeüberlieferung) in Frage gestellt. Gegenstand der hier zu behandelnden neueren Forschungskontroversen ist außerdem, ob in der mythisch verklärten biblischen Darstellung der David- und Salomozeit noch historische Kerne nachzuweisen sind.

2. Nomadische Wurzeln Israels?

2.1. Die Erzväterüberlieferung als Spiegel der Königszeit

In den um die Jahrhundertmitte erschienenen »Geschichten Israels« war die maximalistische Sicht von der Historizität der Aussagen über die Nomadenzeit Israels weitgehend unbestritten. Dabei wurde der in der Erzvätertradition überlieferte »nomadische« Glaube an den »Gott der Väter«, der als »Gott des Weges« mit seinem Volk mitgeht, als ursprünglicher Grundbestandteil atl. Religiosität verstanden.

Von der neueren Forschung (vgl. vor allem E. Blum³) ist nun das bisher angenommene hohe Alter der Erzväterüberlieferung in Frage gestellt worden: So beziehen sich bereits ihre ältesten Bestandteile auf Völkerbeziehungen, wie sie während der atl. Königszeit existiert haben. Schon die alten Jakoberzählungen Gen 25,21–28* und 25,29–34 stellen Jakob als Repräsentanten Israels und Esau als Repräsentanten der Edomiter dar (vgl. 25,23 und 25,30).⁴

² Vgl. KORRESPONDENZBLATT 6/12, S. 80ff.

³ E. Blum, Studien zur Komposition der Vätergeschichte, Neukirchen-Vluyn 1984.

⁴ Außerdem wird in beiden Fällen mit der politischen Unterlegenheit Edoms gerechnet, wie sie seit der Unterwerfung Edoms durch David (2Sam 8,13f.*) bestand (vgl. noch 2Kön 8,20). In ähnlicher Weise repräsentieren auch in Gen 19,37f. Moab und Ben-Ammi die in der Königszeit in Erscheinung tretenden

Für die Religionsgeschichte Israels besonders gravierend ist der Nachweis von M. Köckert⁵, dass auch die Gottesvorstellungen der Erzvätertradition frühestens der Königszeit entstammen. So kann die Rede von einem »Gott des Vaters« nicht aus nomadischen Vorstellungen hergeleitet werden. Schon im AT wird die Gottesbezeichnung »Gott des Vaters« nicht nur bei den nomadischen Erzvätern, sondern auch in der späteren Königszeit gebraucht (vgl. nur »Gott deines Vaters David« in 2Kön 20,5; Jes 38,5). Mesopotamische Beispiele zeigen zudem, dass die Bezeichnung »Gott des Vaters« in den Kontext von sesshafter Religiosität und zwar in die Familienreligiosität (»Persönliche Frömmigkeit«) gehört. Auch beziehen sich die Väterverheißungen kaum auf nomadische Gegebenheiten: So meint die Nachkommenverheißung die Mehrung des Volkes Israel, und so setzt die Landverheißung die Gefährdung des Landbesitzes des Staates Israel voraus. Auch finden sich diese Väterverheißungen nicht in der alten Erzählungssubstanz, sondern erst in relativ späten redaktionellen Schichten.

Allerdings zwingt dieser Befund nicht zu der gegenwärtigen »minimalistischen« Auffassung, dass in Israels Frühgeschichte nomadische Erfahrungen überhaupt keine Rolle gespielt haben. Jedenfalls ist bei der durchgehenden Zeichnung der Erzväter als in Zelten lebenden Kleinviehnomaden in der in Gen 12–50* zugrunde liegenden Sagenüberlieferung nicht auszuschließen, dass hier auf Erinnerungen an Ursprünge Israels in nichtsesshaften Gruppen zurückgegriffen wird (vgl. dazu unten 3.).

2.2. Gibt es einen historischen Kern der Mose-Exodus-Überlieferung?

Auch bei den Mose-Exodus-Überlieferungen sind die entsprechenden Pentateuchtexte in ihrem Grundbestand frühestens in die ausgehende Königszeit zu datieren. I. Finkelstein/N.A. Silberman sind der Meinung, dass die Mosestradition überhaupt erst am Ende des 7. Jh.

ostjordanischen Völker der Moabiter und Ammoniter.

⁵ M. Köckert, Vätergott und Väterverheißungen, Göttingen 1988.

Gruppe« definiert wird, dürfte dabei wie die drei Stadtnamen Askalon, Geser und Jenoaam eine palästinische Größe darstellen, so dass bereits Ende des 13. Jh. v.Chr. mit der Existenz eines »Israel« in Palästina zu rechnen ist. Bei diesem »Israel« kann es sich somit nicht um eine Größe handeln, die um 1200 v.Chr. erst nach Palästina einwandern muss.

Entgegen der Meinung der Minimalisten schließt ein solcher innerpalästinensischer Umsiedlungsprozess allerdings die Beteiligung nomadischer Elemente nicht aus. Zu denken ist hier an Kulturlandnomaden, die sich mit ihren Kleinviehherden¹⁴ durchgehend in weniger dicht besiedelten Randgebieten des Kulturlandes aufhalten und in Symbiose mit der sesshaften Bevölkerung (dimorphic society) leben, wie sie das Tontafelarchiv der Stadt Mari (am syrischen Euphrat) aus dem 18. Jh. v.Chr. beschreibt.¹⁵ Auch die in den Amarna-Texten bezeugten palästinischen capiru-Gruppen dürften nach ihrem Ausscheiden aus den Städten zu Kulturlandnomaden geworden sein. Mehrere Beobachtungen sprechen nun für eine vorherige nomadische Lebensweise dieser Neusiedler der Frühen Eisenzeit (= Eisen I): So sind ihre ringförmigen Siedlungen (»elliptical sites«) wohl in Anlehnung an die Struktur von Nomadenlagern errichtet. Auch sind die in den früheisenzeitlichen Siedlungen gefundenen zahlreichen Kleinsilos charakteristisch für eine noch unentwickelte frühe Form von Vorrathaltung gerade erst sesshaft gewordener Nomaden.¹⁶ Schließlich wurden die frühen Ansiedlungen in Gebieten vorgenommen, die gleichzeitig Getreideanbau und Viehzucht ermöglichten. Bei den Mitgliedern der in der Eisenzeit I einsetzenden Siedlungsbewegung im mittelpalästinischen, galiläischen und judäischen Gebirge handelte es sich daher wohl um Kulturlandnomaden, die sich während

14 Ein Kamelnomadentum entstand erst nach 1000 v. Chr. in der Folge der Domestikation des Kamels als Lastentier.

15 Die vor fünfzig Jahren noch herrschende Auffassung von einer »amoritischen« bzw. einer »aramäischen« Einwanderung von Nomadengruppen aus der mesopotamischen Wüste nach Syrien-Palästina ist dabei aufzugeben.

16 I. Finkelstein hat vermutet, dass die Struktur des Drei- bzw. Vierraumhauses mit vorgelagertem Hof (der durch Pfeiler in einen überdachten und in einen nichtüberdachten Teil gegliedert ist) auf die Anlage des Nomadenzeltes zurückgeht, hat sich mit dieser These aber nicht durchsetzen können.

der Spätbronzezeit durch Handel mit den Stadtstaaten mit Getreide versorgt hatten. Aufgrund des Untergangs der spätbronzezeitlichen Städte wurden sie gezwungen, selber Getreideanbau zu betreiben und daher eine sesshafte Lebensweise anzunehmen.

Allerdings haben sich diesen Kulturlandnomaden wohl auch kleinere nomadische Gruppen angeschlossen, die von außerhalb in das palästinische Kulturland eingewandert sind (Schasu). Eine solche Schasu-Gruppe dürfte – wie oben unter 2.2. gezeigt – die Trägerin der Exodus-Mose-Überlieferung gewesen sein.

4. David und Salomo als mythische Gestalten?

1997 publizierte der renommierte israelische Historiker der Jerusalemer Hebrew University N. Naaman in der *Biblical Archaeological Review* einen Artikel, den er mit »Cowtown or royal capital?« überschrieb und mit dem er gegen die minimalistische Deutung des archäologischen Befundes für das Jerusalem Davids und Salomos protestierte. Die ausschließlich von den archäologischen Befunden ausgehenden »minimalistischen« Forscher hatten ursprünglich die Auffassung vertreten, dass David und Salomo rein legendäre Gestalten und die Überlieferungen über sie völlig unhistorisch wären. Nachdem aber Mitte der 90er Jahre bei den Ausgrabungen auf dem Tell Dan eine Stele¹⁷ gefunden wurde, die einen König aus dem »Haus Davids« (Z. 9) erwähnte, räumte man zwar die Historizität eines »Stammeshäuptlings« David ein. Aufgrund des archäologischen Befundes sei jedoch Jerusalem unter ihm und unter Salomo nur ein bescheidenes »Kuhdorf« und keineswegs eine königliche Hauptstadt gewesen.¹⁸

In dem genannten Artikel widerspricht N. Naaman nun dieser These. Die ausgegrabenen Reste des Jerusalem des 10. Jh. zeigten zwar, dass die Zeit Davids und Salomos keineswegs das »goldene Zeitalter« dargestellt hat, als die es Teile der atl. Überlieferung schildern. Die Stadt Jerusalem umfasste damals nur ca. 4 Hektar und war wohl nur von gut

17 Vgl. HTAT Nr.116.

18 Vgl. für diese Auffassung vor allem I. Finkelstein, der in seiner archäologischen Chronologie das 10. Jh. und damit die Zeit Davids und Salomos noch der Dorfkultur der Eisenzeit I zuordnet (sog. »Low Chronology«).

1500 Menschen bewohnt. Dass jedoch aus bescheidenen archäologischen Überresten nicht unbedingt auf die Bedeutungslosigkeit einer Siedlung geschlossen werden kann, zeigen – worauf N. Naaman zu Recht hinweist – die Jerusalem betreffenden Briefe des schon genannten ägyptischen Archivs von Tell el-Amarna.¹⁹ Diese Briefe belegen, dass das im 14. Jh. auch nur 4 Hektar große spätbronzezeitliche Jerusalem eine königliche Residenzstadt war, von der aus ein großer Teil des südlichen Palästina regiert wurde: Jerusalems Territorium umfasste ein Gebiet, das im Norden fast bis an Bethel reichte und im Süden nördlich von Hebron endete. Sie belegen zudem für dieses Jerusalem einen königlichen Palast, einen Tempel und einen Hofstaat mit Beamten, zu denen auch ein Schreiber gehörte, der u.a. für die Korrespondenz mit den ägyptischen Behörden verantwortlich war und von dem wohl die 6 Jerusalemer Briefe des Amarna-Archivs geschrieben wurden.

Für das Jerusalem der Zeit Davids und Salomos wird man daher mit entsprechenden Verhältnissen rechnen können.²⁰ Zwar kann man sich Jerusalem nicht mehr – wie man dies vor fünfzig Jahren getan hat – als Zentrum einer »salomonischen Aufklärung« vorstellen. Dennoch dürfte es an Davids und Salomos Hof Schreiber gegeben haben, die neben der königlichen Korrespondenz auch Verwaltungsdokumente verfassten haben. Vor allem ist hierbei an die in den Samuel- und Königsbüchern aufgenommenen Listen der Beamten Davids²¹ bzw. Salomos²² zu denken, aber auch an den Grundbestand der Liste über Davids Siege.²³ Ebenfalls könnten Notizen über Palast- und Tempelbauten Salomos²⁴ bzw. über sonstige Regierungsmaßnahmen Salomos²⁵ auf Schreiber des Hofes Salomos zurückgehen. Völlig unhistorisch sind dagegen die Berichte

19 Vgl. dazu oben unter 3. und zu den Briefen aus Jerusalem HTAT Nr. 057-060.

20 Vgl. hierzu auch O. Keel, *Die Geschichte Jerusalems und die Entstehung des Monotheismus* Teil 1, Göttingen 2007, 147-337.

21 2Sam 8,16-18*; 20,23-26*.

22 1Kön 4,2-6*; 4,7-19*.

23 2Sam 8,1-14*.

24 Vgl. Grundbestand von 1Kön 6,2-8,13*.

25 Vgl. Grundbestand von 1Kön 9,15-23*.26-28*; 10,16-20*.28-29*. Besonders umstritten ist die Historizität der Angaben zu Bauten Salomos in Hazor, Megiddo und Geser von 1Kön 9,15. I. Finkelstein datiert diese Bauten entsprechend seiner »Low Chronology« erst in die Zeit nach 900 v. Chr.

über den außergewöhnlichen Reichtum und die außergewöhnliche Weisheit Salomos in 1Kön 9,26–10,29* (einschließlich der Erzählung über den Besuch der Königin von Saba), bei denen es sich wahrscheinlich um nachexilische Zufügungen handelt.

Auf der Grundlage der alten Tradition der Samuelbücher ist damit zu rechnen, dass David als »König von Juda« nach dem Tod Sauls und dessen Sohn Eschbaal²⁶ auch deren Herrschaft über Teile des »Nordreiches Israel« beanspruchte. Unter dieser Voraussetzung machte es auch Sinn, das zwischen Süd- und Nordreich gelegene Jerusalem zu einer eigenständigen Residenzstadt zu machen, in der David ein auf seine Person bezogenes Stadtkönigtum ausübte. Historisch wahrscheinlich ist auch, dass David eine Reihe von Siegen über Nachbarstaaten (Moabiter, Aramäer, Edomiter, Ammoniter) errungen hat.²⁷ Diese Siege sicherten jedoch nur Einflussgebiete und begründeten keine dauerhafte Herrschaft. Die Hypothese eines Großreiches Davids und Salomos, das vom Golf von Aqaba bis zum Euphrat reichte, wie sie die Alttestamentliche Wissenschaft vor einem halben Jahrhundert vertrat, lässt sich somit weder durch archäologische Befunde noch durch alte biblische Belege wahrscheinlich machen.

Trotzdem ist es nicht unbegründet, dass die spätere Überlieferung in David und Salomo die Höhepunkte des israelitischen Königtums gesehen hat. An den historischen Leistungen Davids war besonders die »Israelitisierung« Jerusalems zukunftsweisend. Dies gilt vor allem für die – wohl durch die Überführung der Jahwelade vorgenommene – Jahwisierung des Jerusalemer Kultes. Diese Israelitisierung Jerusalems war die Grundlage für die Vorstellung der Erwählung Jerusalems und der Daviddynastie durch Jahwe (Ps 132*, vgl. auch die Nathanverheißung von 2Sam 7*). Entsprechendes gilt für den Tempelbau Salomos mit Hilfe phönizischer Bauleute, dessen Zurückführung auf Salomo wohl kaum nachträglich erfunden ist. Auch hier kam es zu einer überzeugenden Synthese zwischen altorientalischen und »isra-

26 So die wohl ursprünglichere Schreibung in 1Chr 8,33; 9,39 (gegenüber der im Text der Samuelbücher überlieferten verballhornten Form Isch-Boschet „Mann der Schande“). Vgl. zu seinem Herrschaftsbereich 2Sam 2, 8–10.
27 Vgl. 2Sam 8,2–6*.13–14*; 10,1–19*; 12,26–31*.

elitischen« Gottesvorstellungen, wie die zwei Cheruben im Allerheiligsten zeigen, die eine Art Sphingenthron bilden, auf dem Jahwe – in Entsprechung zur Bildlosigkeit des israelitischen Kultes – unsichtbar thronend gedacht ist.

Die neueren Forschungen stellen somit die grundlegenden atl. Traditionen nicht in Frage, allerdings zwingen sie uns zu einer »nüchterneren« und »realitätsnäheren« Sicht ihrer (bis in die nachexilische Zeit reichenden) Entstehungsprozesse.

*Dr. Hans-Christoph Schmitt,
Erlangen*

Bericht

GVEE Aktuell

Die Sorge um die gerechte Teilhabe aller an der Gesellschaft ist kein modernes Schlagwort, sondern ein grundlegendes biblisches Anliegen. So lautete die Kernaussage des Festvortrags von Landesbischof Prof. Dr. Bedford-Strohm, den er aus Anlass des 40-jährigen Bestehens des Gesamtverbandes Evangelischer Erzieher und Erzieherinnen im Haus eckstein in Nürnberg. In seinen Ausführungen zum Thema »Gerechte Teilhabe – Herausforderung für Kirche und Gesellschaft« spannte er, ausgehend vom biblischen Befund, über die sog. Gerechtigkeitsschrift bis hin zur politischen Situation einen weiten Bogen. Immer wieder griff der Landesbischof dabei auf die Schilderung eigener Erfahrungen zurück, wodurch es den Zuhörerinnen und Zuhörern nicht schwer fiel, dem lebendigen Vortrag zu folgen. Ebenso lebhaft wie der Festvortrag gestaltete sich die anschließende Diskussion, in der u. a. die Frage gestellt wurde, ob nicht im Sinne des Utilitarismus die gerechte Teilhabe aller zum obersten Ziel erhoben werden sollte. Dem widersprach allerdings der Landesbischof mit dem Verweis darauf, dass dieses Nütz-

Dr. Hans-Christoph Schmitt ist Inhaber des Lehrstuhles für Altes Testament I für Geschichte und Literaturgeschichte an der Friedrich-Alexander Universität Erlangen.

Literaturhinweise:

I. Finkelstein / N. A. Silberman: Keine Posaunen vor Jericho. Die archäologische Wahrheit über die Bibel, München 2002.

C Frevel: Grundriss der Geschichte Israels, in: E. Zenger u. a., Einleitung in das AT, 8. Aufl. Stuttgart 2011, 702–870.

H.-C. Schmitt: Grundzüge der Geschichte Israels in atl. Zeit, in: Ders., Arbeitsbuch zum AT, UTB 2146, 3. Aufl. Göttingen 2011, 11–146.

lichkeitsdenken gerne den Einzelnen aus dem Blick verliert.

Im Anschluss an den Festvortrag umriss der Landesvorsitzende Matthias Tilgner die Geschichte des Gesamtverbandes von der Gründung im Jahr 1972 in Augsburg bis heute. Ebenso wie heute befand sich auch damals die bayerische Schullandschaft nicht nur wegen der Einführung der Reformierten Oberstufe am Gymnasium und der Neuordnung des beruflichen Schulwesens im Wandel, weshalb sich sechs evangelische Erzieherverbände zum Gesamtverband zusammenschlossen, um ihre Anliegen mit einer Stimme wirksam vorbringen zu können. Dass sich dieses Anliegen als zukunftsweisend erwies, wird deutlich, wenn es nach wie vor eines der wichtigsten Pfeiler der Arbeit des Gesamtverbandes ist.

Unter das Stichwort »Wandel« gehört aber nicht nur der im Schulwesen, sondern auch derjenige vor Ort. Da unsere bisherige Leiterin der Geschäftsstelle, Anke Rothemund, zum 1. Mai ihre Arbeitsstelle gewechselt hatte, konnte sie vor dem Mittagessen im Rahmen der 40-Jahr-Feier angemessen verabschiedet werden. Wir danken ihr für ihr stets freundliches, verbindliches Auftreten sowie für eine zuverlässige und fundierte Erledigung der Aufgaben während ihrer langjährigen Tätigkeit. Mit Christel Mohr konnten wir eine engagierte Nachfolgerin für die Geschäftsstellenleitung finden, die langjährige Erfahrung in der ehrenamtlichen Arbeit besitzt.

Auf der sich an den Festakt anschließenden Delegiertenversammlung wurde nicht nur der alte Landesvorsitz samt Schatzmeisterin entlastet, sondern

auch, mit Ausnahme von Frau Renate Röthlein, im Amt bestätigt. Frau Röthlein (VERK) hatte nicht mehr für das Amt der stellvertretenden Landesvorsitzenden kandidiert, weshalb der GVEE ihr zum Abschied für ihr langjähriges, konstruktives Engagement in der Verbandsarbeit herzlich dankte. An ihre Stelle der stellvertretenden Vorsitzenden wurde Frau Eva Popp (AERR) gewählt.

Inhaltlich wird sich der GVEE in nächster Zeit mit dem Thema »Inklusion« beschäftigen, weshalb Herr Päd. Dir. Eckhard Landsberger auf der nächsten Sitzung des Landesvorstands des GVEE im Juni die Position des Landeskirchenamts dar- und zur Diskussion stellen wird.

M. Tilgner, Landsvorsitzender

Bilanz ziehen und weiter denken

Gemeindeberatung in der letzten KV-Periode

Bilanzzeit

Die KV-Periode 2006–2012 kommt zügig auf ihre Zielgerade, Kandidaten und Kandidatinnen für den neuen Kirchenvorstand sind (hoffentlich) gefunden, was im alten Kirchenvorstand noch gesagt werden musste ist (hoffentlich) gesagt.

In der Gemeindeberatung haben wir in den letzten Monaten viele »Bilanzen« begleitet: Kirchenvorstände haben sich einen Tag oder ein Wochenende Zeit genommen um zurückzublicken, ihre Arbeit abzuschließen und sie geordnet an den neuen Kirchenvorstand zu übergeben.

Auch wir Gemeindeberater und Gemeindeberaterinnen nutzen diese Zeit zur Bilanz.

Folgende Blickrichtungen nehmen wir dabei ein:

Welche Situation/en haben wir vorgefunden?

Kirchenvorstände hatten in der letzten Periode vielfältiges zu bewältigen.

Drei Fragestellungen sind uns in der Beratungsarbeit gehäuft begegnet:

Das Weniger gestalten

Die Herausforderung war, sich von Stellenkürzungen, geringeren Finanzzuweisungen und Immobilien auf dem Prüfstand nicht entmutigen zu lassen sondern nachhaltige, zukunftsorientierte Lösungen zu finden. Dabei musste meistens ein Blick über die Gemeindegrenzen gewagt werden.

Prioritäten setzen

Unter der Überschrift »Nicht alles ist möglich« mussten Antworten gefunden werden auf Fragen: Was können wir leisten? Welche Akzente wollen wir set-

zen? Wovon wollen wir uns verabschieden? Wie wollen wir unsere haupt- und ehrenamtliche Kraft so einsetzen, dass wir alle dabei gesund bleiben und unsere Arbeit gern tun?

Für das Ganze denken

Kirchenvorsteherinnen und Kirchenvorsteher mit einem geübten und engagierten Blick für die eigene Gemeinde mussten an Entscheidungen für die Region und den Dekanatsbezirk mitwirken. Für die eigene Gemeinde war das auf den ersten Blick oft nur die zweitbeste Lösung. Sie trotzdem zu vertreten brachte Kirchenvorsteher und Kirchenvorsteherinnen manchmal an die Grenze der eigenen Standfestigkeit.

Neben diesen für die letzte Periode besonders typischen Herausforderungen gab es natürlich die »alltäglichen«: Wie können Haupt- und Ehrenamtliche gut zusammenarbeiten? Wie werden aus ganz vielen guten Ideen konkrete Projekte der Gemeindearbeit? Wie geht man konstruktiv miteinander um im Konflikt?

Wie haben wir gearbeitet?

- Sammelwochenenden für Kirchenvorstände an der Gemeindeakademie:

Sie sind ein lange bewährtes Segment unserer Beratungsarbeit. Mehrere Kirchenvorstände (ca. 4–5) kommen zusammen. Ein Thema und ein geistlicher Rahmen bilden die Struktur des Wochenendes. Erfahrungen und gute Ideen werden ausgetauscht. Daneben gibt es viel Zeit im eigenen Kirchenvorstand. Unterstützt von einer/m Gemeindeberater/in wird das Thema für die eigene Situation buch-

stabielt und bearbeitet. Neben den klassischen Themen »Anfangen im KV«, »Halbzeit im KV« werden oben beschriebene Herausforderungen aufgegriffen, z.B.: »Wind spüren und Segel setzen!« Schwerpunkte im Kirchenvorstand und in der Gemeindegemeinschaft

- Gemeindeberatung vor Ort/oder am »anderen Ort«
Sie ist der Normalfall von Beratung – an einem Tag, einem Wochenende oder in einem längeren Prozess. Die Themen sind vielfältig (siehe oben), manchmal ist auch der Wunsch nach schnellen Lösungen aus dem Koffer des Beratungsteams groß. Aber:
- Keine Beratungen von der Stange!
Wir bringen keine fertigen Konzepte mit. Am Anfang einer Beratung lassen wir uns Zeit um herauszufinden, was genau dieser Kirchenvorstand/diese Gemeinde jetzt will und braucht: »Was müssten wir an diesem Wochenende besprechen/bearbeiten, damit Sie zufrieden nach Hause gehen?« Der Weg zu eigenen Lösungen ist dann doch der befriedigendere – das melden auch Kirchenvorstände zurück.
- Eine gute Frage ist besser als zehn kluge Antworten.
Fragen sind das Gerüst unserer Beratungsarbeit. Sie regen neue Sichtweisen an, sie bringen Menschen dazu ihre eigenen Antworten zu finden.
- Ergebnisse sind wichtig, der Weg dorthin nicht minder.
Beratung verlangsamt: Alle können zu Wort kommen und ihre Interessen einbringen, es wird möglich aus dem »Hamsterrad« auszusteigen und das anstrengende »immer schon so« zu überprüfen. Manchmal kommt man dann ganz schnell zu überraschenden Ergebnissen. Aber schon der Weg hat eine eigene Qualität. Es gibt Früchte und Ergebnisse z.B. in der Art sich zu begegnen und miteinander zu reden und zu streiten (!).
- Wir sind uns eigentlich alle einig. Wirklich? Wenn Unterschiede deutlich und gewürdigt werden, entfalten sie oft eine ausgesprochen konstruktive Wirkung.
- Kleine, aber knusprig-frische Brötchen backen.
Manchmal haben Ideen schon eine lange und ehrwürdige Geschichte:

Schon oft wurde darüber gesprochen. Es ist befreiend, wenn aus guten Ideen gangbare Schritte werden und Menschen Lust bekommen, sie zu gehen oder sie würdig zu verabschieden.

Wie wurde Beratung erlebt?

Allgemeine Evaluation:

Seit 10 Jahren evaluieren wir unsere Beratungsprozesse. Anhand von Fragebögen erbitten wir Rückmeldungen z.B. zum Aufbau des Beratungsprozesses, zu den Personen Berater/Beraterin, zu den Methoden und Arbeitsweisen des Beratungsteams und zur Beratungswirkung. Mit diesen Rückmeldungen unterstützen uns die Beratungsnehmenden. Wir bekommen Hinweise darauf, wo wir unser Angebot weiterentwickeln oder verändern müssen und welche Fortbildung Berater und Beraterinnen brauchen.

Besondere Evaluation durch Telefoninterviews:

Wir haben versucht herauszufinden wie ein Kirchenvorstand, der in der letzten Periode Gemeindeberatung jährlich/regelmäßig in Anspruch genommen hat, Beratung erlebt hat.

Folgende Aspekte sind dabei deutlich geworden (weil Verschwiegenheit ein hohes Beratungsgut ist werden Aussagen zitiert, bleiben aber anonym).

Vor 7 Jahren wurde Beratung erstmalig in einer schwierigen Situation gesucht (Konfliktsituation, schlechtes Arbeitsklima im KV, schwieriges Miteinander von Haupt- und Ehrenamtlichen). Aus der Erfahrung, »es hilft« ist dann ein »jährliches Ritual« entstanden, das die eigene Professionalität und Handlungsfähigkeit unterstützt: Zunächst unabhängig von einem Thema und Anlass wurde ein Beratungswochenende festgelegt. Ein Thema war dann in der gemeinsamen Arbeit schnell gefunden (von konkreten Bauvorhaben bis zur Frage »Welche Kirche wollen wir sein«), wobei Zusammenarbeit und Kommunikation sich als roter Faden durch die verschiedenen Themen erwiesen haben. Im Nachhinein war das Resümee: »Gut, dass wir uns das regelmäßig gegönnt haben«.

Als hilfreich wurde erlebt:

»Wir waren an einem anderen Ort, raus aus dem Normalen.«

»Konflikte konnten früh angesprochen werden. Sie konnten gar nicht mehr groß werden.«

»Die Außensicht war hilfreich. Sie hat es uns ermöglicht aus unseren übli-

chen Sichtweisen rauszukommen. Sie hat Raum geschaffen, um Dinge anzusprechen.«

»Es gab Platz für Probleme, aber wir sind dabei nicht stehen geblieben.«

»Unangenehmes durfte gesagt werden und es wurde gehört.«

»Anregende Methoden haben uns zu wichtigen Themen geführt.«

»Durch eine zurückhaltende Moderation haben wir viele Impulse bekommen.«

»Komplexität wurde geordnet.«

»Das Beratungsteam war offen für unseren Weg und unsere Lösungsideen.«

(Als die Beraterin einmal versucht ein Ergebnis zu »pushen« wird das kritisch zurückgewiesen.)

Das Beratungswochenende wurde zum Fixpunkt in der jährlichen KV-Arbeit, weil seine Früchte die Kirchenvorstandsarbeit dazwischen prägten.

»Wir haben unsere Arbeit aus der Beratung heraus neu beleuchtet.«

»Wir haben immer wieder Bezug auf das Erarbeitete genommen.«

»Das Wochenende gab einzelnen den Auftrag, sich zu kümmern.«

»Wir haben ein besseres Verständnis füreinander.«

»Vertrauen zueinander ist gewachsen.«

»Wir sind wieder arbeitsfähig.«

»Unsere Sitzungen sind entspannter und kürzer (!).«

Und last but not least antworten alle Befragten auf die Frage, ob sie wieder kandidieren mit:

»Ja, Kirchenvorstandsarbeit macht Spaß.«

Diese Rückmeldungen freuen uns. Sie helfen uns, indem sie vieles von dem bestätigen, was uns wichtig ist. Kritische Rückmeldungen erhalten und erneuern uns die Sensibilität für die Beraterrolle.

Wodurch war Beratung leistbar?

Nebenamtliche Gemeindeberater und Gemeindeberaterinnen bilden das große und starke System der Gemeindeberatung in unserer Landeskirche. Zurzeit beraten 35 Personen nebenamtlich – Pfarrer und Pfarrfrauen, Diakone und Diakoninnen, eine Religionspädagogin, ein Verwaltungsbeamter. Sie kommen aus ganz unterschiedlichen beruflichen Kontexten und bringen neben persönlichen Stärken und einer Leidenschaft für Gemeinde- und Kirchenentwicklung eine fundierte Ausbildung und kontinuierliche Fortbildung mit. Im Zeitraum 2007-2011 haben sie 10 Sammelwochenenden für Kirchenvorstände und

163 Beratungsprojekte vor Ort, auf gemeindlicher Ebene »gestemmt«. Dazu kommen Regionalberatungen und Mitarbeit bei Dekanatsentwicklungsprojekten.

Nur durch ihren Einsatz ist Beratung in diesem Umfang und in dieser Qualität leistbar.

Glücklicherweise gab es in den letzten Jahren in vielen Dekanatsbezirken und Pfarrkapiteln Verständnis und kollegiale Unterstützung für die nebenamtlichen Berater und Beraterinnen, wenn sie für ihre Einsätze in ganz Bayern Entlastung und Vertretung brauchten.

Allerdings wird es auch zunehmend schwierig, dieses anspruchsvolle Engagement und die Arbeit vor Ort unter einen Hut zu bringen, denn die herausfordernden Themen (siehe oben) sind ja auch in den Gemeinden und Arbeitsfeldern der Berater und Beraterinnen zu bewältigen.

Wir brauchen aber auch in der nächsten KV-Periode dringend nebenamtliche Berater und Beraterinnen. Wir sind dabei auf die Bereitschaft von Kollegen und Kolleginnen aus verschiedenen Berufsgruppen angewiesen, diesen Dienst neben ihrer »Hauptarbeit« zu leisten und dies in einem Umfeld von Kollegialität und gegenseitiger Unterstützung tun zu können.

Was kommt auf Beratung zu?

Viele Kontakte, schon jetzt im Vorfeld der KV-Wahl deuten darauf hin: Kirchenvorstände suchen Unterstützung. Sie wollen »gut anfangen«.

Wir ermutigen sie ausdrücklich dazu.

Gönnen Sie sich als Kirchenvorstände Begleitung – in der Anfangsphase, vielleicht sogar regelmäßig oder in einer Situation, in der sie den Eindruck haben: »Jetzt kommen wir allein nicht weiter! Jetzt brauchen wir einen Blick von außen!«

In der Gemeindeberatung stellen wir uns auf folgende Themen und Entwicklungen ein:

Veränderung bleibt der Normalfall. Gesamtkirchliche Prozesse (z.B. das Immobiliensicherungsprojekt) suchen ihren Weg in die Kirchenvorstände. Kommunikation, Diskussion und Entscheidungsfindung sind nötig.

Gemeindeentwicklung vor Ort ist eingebunden in eine Region. Regionalberatungen werden zunehmen. Die Gestaltung von Kooperation wird (nach den getroffenen Strukturentscheidungen) ein zentrales Thema.

Ein besonderer Aspekt dieser Zusammenarbeit wird die Entwicklung einer gemeinsamen Kirchenvorstandsarbeit in der Pfarrei/Region sein. Einige Kirchenvorstände haben bei dieser Wahl die Möglichkeit erwogen einen gemeinsamen Kirchenvorstand zu wählen. Den meisten war das Terrain noch zu unsicher. Das könnte sich im Blick auf die nächste Wahl verändern, wenn es genügend positive Bilder und Erfahrungen von Zusammenarbeit gibt.

Als roten Faden durch diese Themen sehen wir die Frage: Wie bleiben Personen - Ehrenamtliche und Hauptamtliche - und ganze Systeme dabei »gesund«? Wie werden Kraft und Motivation erhalten oder erneuert? Wie kann eine gelassene und heitere Freude am Evangelium gelebt werden?

Gudrun Scheiner-Petry, für das Team der Gemeindeakademie Rummelsberg

mit einer theologischen Ausbildung und freiwillige Laien-Mitarbeiter bis in entlegene Gegenden geschickt, um die Menschen mit der Botschaft des Evangeliums zu erreichen. Auf der anderen Seite unterhält sie z.B. eine Einrichtung, um Kinder, die aus den Slums Nairobis kommen, zu betreuen und zu fördern. Ebenso beginnt sie gerade eine Arbeit mit Kindern im Nordwesten des Landes, die wegen Aids, politischer Wirren und Trockenheit auf der Straße leben. Die Kirche führt zudem in den weit verstreuten Gemeinden ein ärztliches Beratungsprogramm über Aids und Malaria durch, und sie stellt auch ihre Ressourcen zur Verfügung, um aus Übersee gespendete Lebensmittel in Hungergebiete zu bringen (ja es gibt Hunger in Kenia, vor allem wegen der Klimaänderung!). Diese Berichte deuten an, wie es in der »Zweidrittel-Welt« aussieht, und wie sich die Kirche den Problemen stellt, in Kenia und in vielen anderen Ländern ebenso.

Der eigentliche Auftrag

ELKB - von außen gesehen

Pfingsten, 2012. Insgesamt 5 Monate habe ich im letzten und in diesem Jahr als »Senior Expert« in der Evang.-Luth. Kirche in Kenia mitgearbeitet (Kiswaheli-Sprache und afrikanische Lebensweise sind mir aus meiner früheren Zeit als Distrikts-Missionar in Tansania noch vertraut). Diese Erfahrungen lassen mich die Kirche in unserem eigenen Land anders sehen. Es stellen sich grundsätzliche Fragen.

Wie ist das heute mit unserer bayerischen Landeskirche?

Nun, alles scheint doch so weit ganz in Ordnung. Die notwendigen finanziellen Hausaufgaben sind gemacht. Das Verhältnis zu den staatlichen Stellen ist gut. Auf allen Ebenen werden bei öffentlichen Ereignissen kirchliche Vertreterinnen eingeladen, von Pfarrerinnen bis zum Landesbischof. Kirchliche Stellungnahmen finden Gehör. Auch die Beziehung zu jüdischen und islamischen Gemeinden ist oft lebendig, »Dialog« ist Programm. -

Aber ist da nicht noch etwas?

Ach ja, das Interesse an unserer Kirche scheint abzunehmen. Viele Leute treten nach wie vor aus (und viel weniger ein). Universitäten fragen, warum es noch theologische Fakultäten geben soll. Junge Menschen sehen keinen Grund, warum sie den Pfarr-Beruf ergreifen sollen. Eine reiche Kirche in einem reichen Land, in der sich wohl manche Mitarbeiter so gerne als Top-Manager eines großen Unternehmens

fühlen oder als angesehene Vertreter evangelischer Hierarchie, und wo man es für wichtig hält, Karriere zu machen. Aber man kann nicht mehr übersehen, dass Atheismus und Unkirchlichkeit in unserem Land auf dem Vormarsch sind. Gleichzeitig wenden sich nicht wenige Leute anderen Religionen zu, gerade auch dem Islam. Und nun zittert unsere Kirche, dass es noch mehr Austritte gibt und dann auch die Kirchensteuern zurückgehen. Daher soll es nun Strategie sein, die »Mitglieder zu erhalten«: »Ach bitte bleibt doch bei uns, wir sind ja so nett, und sind wir nicht auch für euch wenigstens etwas wichtig...?«

Die einfache und notwendige Frage aber wäre doch, was ist denn eigentlich evang.-luth. Kirche?

Was können und wollen wir geben? Wenn wir uns selbst und anderen darüber Rechenschaft ablegen würden, dann sähe manches anders aus. - Was ist unser Auftrag? Auf solche Frage kommt meist schnell die -theologisch natürlich richtige- Antwort: in unserer Kirche soll »das Evangelium rein verkündigt und die Sakramente richtig gespendet« werden (CA 7). Ja, aber was heißt das, und was heißt das heute?

In Kenia gibt es eine kleine evang.-luth. Kirche, die landesweit arbeitet (und natürlich auch manche Schwierigkeiten kennt). Sie hat es sich zum Programm gemacht, mit dem Evangelium für die Menschen in Kenia da zu sein, und zwar ganzheitlich nach Seele und Leib. So werden Evangelisten (Mitarbeiter

Wäre das nicht eigentlich auch die Aufgabe unserer eigenen Kirche, hier in Deutschland?

Dieses »mit dem Evangelium für die Menschen da zu sein, ganzheitlich nach Seele und Leib«? Eigentlich ist das ja der lutherische Ansatz, und vieles geschieht auch faktisch schon in dieser Richtung bei uns: in den Gottesdiensten und Andachten im Land wird gepredigt. Es gibt die Einrichtungen der Diakonie, des kirchlichen Dienstes in der Arbeitswelt und von Mission EineWelt (das die Partnerschaften zu überseeischen Kirchen koordiniert, so z.B. auch zur Kirche in Kenia) sowie andere Aktivitäten. Man wird daher sagen: »Na also, wo ist das Problem?« Doch Vorsicht. Es könnte ja sein, dass wir das alles längst nur noch als »business as usual« machen oder als »action« pur, ohne kaum noch zu überlegen, warum; dass wir nur Verwalter sind, alles so wie früher machen, oder aber etwa die Kirche als »Markt der Möglichkeiten« sehen, wo eben vielerlei von vielen Leuten gemacht (oder auch nicht gemacht) wird. Dass wir dabei aber nicht mehr den wirklichen Auftrag erkennen und die Herausforderung, die heute und morgen auf uns zu kommt. Ich will in diesem Beitrag versuchen, diese Frage wenigstens etwas durchzuebuchstabieren. Dazu ist es zum einen nötig, nach dem Sinn des »Evangeliums« zu fragen und dann zum anderen der

Frage nach den heutigen Aufgaben in unserem eigenen Kontext nachzugehen.

Das »Evangelium« sollte für unsere Kirche schon wichtig sein,

schließlich kommt das Wort ja in unserem Namen vor. Und eigentlich hat auch Martin Luther schon längst gesagt, was darunter zu verstehen ist. Aber seitdem ist viel geschehen und heute gibt es in der Theologie die Tendenz, eine Alternative »Jesus oder Christus« aufzustellen. Also, Jesus war eigentlich ganz anders als es die frühen Christen dann gedacht und gelehrt haben. Vor allem der Apostel Paulus bekommt die Prügel ab. Er soll mit der Lehre seines Evangeliums erst die christliche Religion begründet haben. Man sagt, dass Paulus die Berichte über Jesus nicht gekannt habe, wie sie später in den Evangelien erscheinen. Immerhin zitiert er aber doch gelegentlich überlieferte Worte Jesu (»Herrenworte«, z.B. 1 Kor.7,10; 1 Thess.4,15 u.ö.). Vor allem aber zeigt seine Spiritualität und Ethik, dass er fest in der Jesus-Tradition steht. Man vergleiche dazu etwa das »Hohelied der Liebe« (1 Kor. 13) mit der Bergpredigt (Mt 5-7). Wie wäre das sonst möglich, wenn Paulus nichts von der Verkündigung Jesu gewusst hätte? – Nun sollten Theologen sich aber daran erinnern, was schon aus der Leben-Jesu-Forschung bekannt ist, dass was wir über Jesus wissen, wir den Schriften der frühen Christen verdanken. Für sie aber war eines allein wichtig: Jesus ist der Christus, der Messias. Das ist die Verkündigung der Evangelien, wie auch aller anderen Schriften im Neuen Testament. Was Jesus von Nazareth lehrte und tat oder wie er sich selbst sah, das wissen wir nicht historisch an und für sich, sondern das ist nur durch die urchristliche Verkündigung zu uns gekommen. Aber natürlich hat Jesus in seinem Reden und Handeln sicher so gewirkt, dass seine Jünger auch schon vor seinem Tod spürten und wussten, dass er der Messias ist. Spätestens aber nach Ostern sahen die ersten Christen hier die Verheißungen der Heiligen Schriften erfüllt, die sie mit allen anderen Juden gemeinsam hatten. So verstanden sie seine Lehre und Heilungen, so aber auch sein Leiden, Sterben und Auferstehen. In dem allem erkannten sie den Weg Gottes, der durch seinen Messias unsere Krankheiten und Sünden getragen und damit überwunden, uns dadurch erlöst hat. (vor allem: Jes. 53! vgl. z.B.

mit Luk. 24, 25-27; 1 Petr. 2,24-25, u.ö.) – Es gibt also im Neuen Testament nicht die Alternative »Jesus oder Christus« sondern nur das Bekenntnis »Jesus ist der Christus«. Auch wenn man meint, eine »Reich-Gottes-Theologie« in den Evangelien zu finden, so ist eben diese Botschaft Jesu zusammen mit seinem Wirken »messianisch«: er selbst bringt Gottes unbeschreibliche Zuwendung zu den Menschen. Bleibend bestätigt und für alle Menschen offen wird dieses Heil erst durch sein Sterben und Auferstehen. Das ist das Zeugnis auch der vier Evangelien, in denen die Passions- und Auferstehungsberichte ja einen breiten Raum einnehmen.

Was also ist das »Evangelium«, die »froh machende Botschaft«?

Mit wenigen heutigen Worten vielleicht so ausgedrückt: »Gott nimmt durch Christus uns Menschen, jeden ganz persönlich, unbedingt an und schenkt uns eine ewige Zukunft«. Dies nicht als theologische oder liturgische Formel, sondern als etwas Wirkliches, das unsere Existenz im Leben und Sterben umgreift und so zutiefst sinnvoll macht. So steht es z.B. im Kolosserbrief: »So saget nun Dank mit Freuden dem Vater, der euch tüchtig gemacht hat zum Erbteil der Heiligen im Licht, und uns errettet hat von der Macht der Finsternis und hat uns versetzt in das Reich seines lieben Sohnes, in welchem wir die Erlösung haben, nämlich die Vergebung der Sünden« (Kol. 1,12-14). Oder kurz zusammengefasst im Weihnachtlied von Luther: »Er bringt euch alle Seligkeit, die Gott der Vater hat bereit« (EG 24,4). Dieses Heil, das Gott dem Menschen zuspricht, schließt zugleich sein Leben jetzt und hier schon ein, mit allem was dazu gehört, auch mit Not und Krankheit. So hat sich Jesus den Menschen damals zugewendet, für Leib und Seele und für ihre ewige Bestimmung im Reich Gottes. Dies Evangelium ist dann eingebettet in das Wissen, dass Gott der Schöpfer aller Dinge ist, dass wir also einer guten Schöpfung angehören. Dass aber Gott diese seine Welt, durch die manche Brüche gehen, einmal zur Vollendung führen wird. In diese große Sicht der Bibel sind wir hineingestellt. Sie ist in den altkirchlichen Glaubens-Bekenntnissen ausgedrückt und wunderbar auf den Menschen hin durch Martin Luther in seinen Erklärungen des Apostolischen

Glaubensbekenntnisses (im Kleinen Katechismus) ausgelegt.

Was bedeutet das nun für die Arbeit unserer Kirche?

Nichts anderes als dass wir so den Menschen begegnen sollen, die uns anvertraut sind. Diese Botschaft, dass Gott durch Jesus Christus jeden Menschen so mit seiner Liebe beschenken will, ist wichtiger als alles andere in der Welt. Dies dürfen wir in der Predigt oder Seelsorge bezeugen und in Taufe und Abendmahl als sinnlich erfahrbare Gewissheit weitergeben. Es ist unser unglaublich guter, unser spezifischer Auftrag als Kirche. Folgen wir diesem Auftrag, dann haben wir in der Tat etwas zu sagen, auch im Gespräch mit unkirchlichen oder andersgläubigen Menschen. Es ist dann nicht mehr peinlich, wenn uns z.B. Muslime von ihrem Glauben erzählen, wir aber nichts sagen können als etwa »wir haben doch alle denselben Gott...« Wir dürfen und sollen dann mindestens ebenso begeistert von unserem Glauben erzählen. Und wir können uns auch atheistischen Menschen verständlich machen, denn jeder Mensch ist immer auch ein hilfsbedürftiges Geschöpf, was der Kopf auch denken mag. – Wenn wir verstehen, dass uns als Kirche unter dieser Perspektive die Menschen in ihrem Wohl und Wehe anvertraut sind, dann kann sich Gemeindegarbeit nicht mehr oder weniger darin erschöpfen, ältere Menschen zum Geburtstag zu besuchen und Verstorbenen zu einer »würdigen Trauerfeier« zu verhelfen (was beides faktisch meist einen großen Teil der Arbeit in der Gemeinde ausmacht) oder es misstrautig bei den oft schlecht besuchten Gottesdiensten zu belassen. Ebenso wenig aber auch sich krampfhaft den (seltenen) religiösen Wünschen der Konsum-orientierten Zeitgenossen billig anzupassen. Es ist kein Wunder, wenn junge Leute dies alles nicht attraktiv genug finden, um sich für den Pfarrberuf zu entscheiden. Folgen wir dagegen unserem spezifischen Auftrag, dann warten wirklich neue und spannende Wege in der Arbeit an den Menschen auf uns.

Eine besondere Frage wäre, was denn diese Verkündigung der »frohen Botschaft« für eine christliche Lebensgestaltung bedeutet. Anscheinend hat gerade die protestantische Predigt zu einer Beliebigkeit geführt: man »muss« ja nicht mehr in den Gottesdienst gehen, also geht man auch nicht. In so-

nannter „evangelischer Freiheit“ sucht sich jeder seine persönliche Religiosität (etwa auch mit Versatzstücken aus anderen Religionen) und seine eigenen Verhaltensnormen. Ist also die »bloße« Evangeliums-Verkündigung der falsche Weg? Hat nicht die katholische Kirche und übrigens auch der Islam mehr Erfolg, wenn sie die Menschen in ein klares Regelwerk religiös-ethischer Pflichten einbinden? Die ersten Christen aber haben das anders gesehen. Nach ihrer Überzeugung ist es so, dass das Evangelium selbst zu einem richtigen Verhalten führt, indem der Mensch aus Dank mit seinem Leben auf Gottes Zusage antwortet. Das geschieht dann nicht aus Pflicht, sondern in freier Zustimmung. Aus dem Hören und Empfangen erwächst eine Verbindlichkeit, nun »freiwillig und gerne« an der Versammlung der Mitchristen zum Gottesdienst teilzunehmen und sein Leben nach dem Willen Gottes zu gestalten. – Sieht man sich die faktische protestantische Beliebbarkeit an, dann stellt sich schon die Frage, was denn unsere Vorfahren und auch wir selbst gepredigt und gelehrt haben. Jedes richtige Geschenk will zur Offenheit und Antwort des Empfängers führen, sonst ist es missverstanden. Die wunderbare Zusage Gottes im Evangelium ist keine bloße »Information«, die man dann wieder ad acta legen kann. Sie wird nur dann richtig empfangen und verstanden, wenn sie zu einem verbindlichen Leben im Glauben führt. Die Aufgabe unserer Kirche, das Evangelium zu bezeugen, muss diese Verbindlichkeit immer mit enthalten, denn sie ist die Konkretion der guten Botschaft hinein in das Leben.

Spätestens seit der Entdeckung der »Inneren Mission« (Wichern) ist es aber auch klar, dass zu diesem Auftrag der Kirche, die frohmachende Botschaft zu bezeugen, auch unmittelbar die konkrete Fürsorge für die Menschen gehört, dass wir sie ernst nehmen in der Situation, der sie sich gerade befinden. Das betrifft zunächst natürlich ihr privates Erleben, wie etwa Krankheit, seelische Konflikte und Trauer. Dafür gibt es zum Glück eine Fülle von Hilfsmitteln. Es gilt aber genauso auch für das politische und soziale Umfeld, das ihr Leben beeinflusst. Die EKD hat hier wichtige Denkschriften veröffentlicht, wie z.B. zu Fragen von Frieden, Armut oder Gesundheitspolitik. Das ist gut und gehört recht verstanden im obigen Sinn zum kirchlichen Auftrag dazu. Die Kirche hat in der jüngeren Vergangenheit schwere

Fehler gemacht, so im 19. Jahrhundert durch ihr Desinteresse bei der Verelendung der Arbeiter und durch ihr Schweigen im »Dritten Reich« zum Krieg und den Verbrechen der Nazis. Es verbietet sich aus moralischen Gründen von selbst, hier etwa nur auf den Verlust von Image oder von Mitgliedern zu blicken. Es war für unsere Kirche eine Verfehlung ihres Auftrags. –

Was sind die Fragen unserer Zeit heute?

Was beeinflusst, bedrückt die Menschen und stellt ihr Leben infrage? Dazu müssten mit Wachheit und Weitblick kirchliche Analysen erfolgen. –

Ich möchte hier auf zwei Problemkreise hinweisen. Das erste ist die finanzielle und wirtschaftliche Krise, in die der ungezügelt Kapitalismus die Welt gestürzt hat. Die hemmungslose Gier einiger weniger nach immer mehr Reichtum erzeugt ein immer größeres Heer von Armen. Durch die Spekulation mit Nahrungsmitteln können viele Millionen Menschen in den Entwicklungsländern sich nicht mehr richtig ernähren. Aber auch in manchen europäischen Ländern ist die Arbeitslosigkeit und die Armut stark gestiegen, viele Menschen wissen nicht mehr aus und ein. Auch unser Land könnte bald betroffen sein. Hier muss die Kirche sich einmischen, wo viele Menschen wegen einer völlig falschen Ethik und eines schlechten Finanz- und Wirtschaftsystems in Not geraten.

Das zweite ist die Ausbeutung unseres Planeten und die Klimaerwärmung, und dieses beides hängt auch mit der kapitalistischen Art zu wirtschaften zusammen. Der hohe und bequeme Lebensstandard, den wir in unseren reichen Ländern haben, dient zum Vorbild auch den Schwellen- und Entwicklungsländern. Das aber können die Ressourcen der Erde nicht leisten, wir bräuchten dann »zwei oder drei Erden«. Bodenschätze, Wasser und Lebensmittel werden also nicht mehr ausreichen. Verschlimmert wird die Lage noch durch die hauptsächlich von uns Menschen verursachte Klimaerwärmung. Und hier schlittert die Menschheit einer ungeheuren Katastrophe entgegen. Waren es zunächst unsere westlichen reichen Länder durch den Ausstoß ihrer Treibhausgase, die dafür gerade stehen müssen, so ziehen nun bevölkerungsreiche Staaten wie China, Indien und Brasilien mit riesigem Energiehunger

nach. Wenn der Anteil an Kohlendioxid in der Atmosphäre aber immer weiter ansteigt, dann werden durch die Erwärmung große Mengen des besonders klimaschädlichen Methan (aus den Permafrostböden und dem Meeresgrund) freigesetzt. Wir könnten dann auf der Erde in den nächsten Jahrhunderten Temperaturen bekommen, wie sie vor vielen Jahrmillionen einmal im Erdzeitalter Perm herrschten – damals starben die allermeisten größeren Tiere aus...! Der einzig rettende Weg wäre, weltweit so schnell wie möglich auf Treibhausgas-freie, erneuerbare Energien wie Wind und Sonne umzuschalten und die Energie effizient einzusetzen. – Wer wenn nicht die Kirche müsste sich hier massiv engagieren, wo es um die Lebens-Möglichkeiten der kommenden Generationen geht und um den Erhalt unserer so wunderbar ausbalancierten Schöpfung.

Manches geschieht ja hier auch schon von kirchlicher Seite, so hat sich kürzlich die Landessynode mit dem Thema beschäftigt, und einige Gemeinden sind aktiv. Aber es wäre wichtig zu verstehen, dass das nicht nur irgendein interessantes Thema ist, dass man auch wieder sein lassen kann, sondern dass es zum Auftrag gehört, den wir von Gott empfangen haben. Und dass dieser Auftrag nicht nur einige wohlmeinenden Gruppen oder die Kirchenleitungen betrifft, sondern alle Christen. Wenn das »allgemeine Priestertum« nach evangelischem Verständnis für alle getauften Christen gilt, dann gilt eben dieser doppelte Auftrag der Kirche auch allen Mitgliedern, das Evangelium, die befreiende Zusage Gottes in Christus den Mitmenschen weiterzusagen. Und ebenso daran mitzuwirken, die äußeren Bedingungen so zu gestalten, dass die Mitmenschen im vollen Sinne »leben können.« Oder, um noch ein Beispiel zu nehmen: was werden die Christen in Kenia und anderswo von uns denken, wenn wir von Partnerschaft sprechen und in ihren Gottesdiensten predigen – aber unsere Lebensweise nicht ändern wollen. Denn sie wissen, wir hier in den reichen Ländern sind daran schuld, dass die Klimaänderung dort bei ihnen alles durcheinander gebracht hat, dass die Bauern nicht mehr ernten können, weil es nicht mehr genug (oder manchmal zuviel) regnet und so nun viele Menschen hungern...

Ich wünschte mir, dass es in unserer Kirche eine neue Besinnung gibt, in all den Feldern der Arbeit wieder auf

unseren Auftrag zu achten und nicht etwa nur auf Effektivität und Wirkung nach außen.

Auf unseren Auftrag achten

Zwei Arbeitsfelder seien dafür noch besonders erwähnt.

Das erste ist die Jugendarbeit. Die Herausforderung ist, wie man jungen Menschen in dieser satten und von den neuesten Techniken geprägten Zeit die Bedeutung des Glaubens und der Kirche nahe bringen kann. Aber klar ist, dass auch die heute heranwachsenden jungen Menschen nach Lebenssinn und Orientierung fragen. Die Erlebnispädagogik kann hier z.B. Methoden anbieten, sie können helfen, dass die Jugendlichen statt des einsamen Platzes am PC (mit nur virtuellen »Freunden« im Netz) lebendige Erfahrungen von Glauben, Leben und Gemeinschaft machen können. Die Arbeit mit Jugendlichen entscheidet über die Zukunft der Kirche – und damit darüber ob und wie sie auch künftigen Generationen das Evangelium weiter-sagen kann. Diese Arbeit ist ebenso wichtig für die Frage, auch immer wieder junge Menschen für die kirchlichen Berufe zu begeistern, gerade für den Beruf als Pfarrer-innen.

Das zweite ist dann die Art und Weise, wie wir junge Leute für den Pfarrberuf ausbilden. Im Studium der Exegese z.B. sollte ihnen am Anfang vermittelt werden, dass die Bibel und so auch das Neue Testament von sich her eine eigene Gestalt und Aussage hat. Diese gilt es zuerst zu verstehen und aufzunehmen, ehe man sich dann über Auslegungsmethoden und Lehrmeinungen informiert. Und es müsste klar sein, dass letztere nur das Ziel haben können, die Botschaft der Bibel besser zu verstehen – statt etwa diese Botschaft mit belanglosem Wissen zu verflüchtigen. Natürlich ist umfassende Bildung nötig, aber mit der klaren Richtung, zukünftige Pfarrer-innen für unsere Kirche auszubilden. – Im Predigerseminar sollte es dann vor allem darum gehen, den biblischen Auftrag für die Kirche zu diskutieren und was es heißt, mit diesem Auftrag für die Menschen zu arbeiten, in ihren heutigen Fragen und Problemen – und so den Vikar-innen das wirkliche Rüstzeug für ihren Dienst mit zu geben. Ist dieser Auftrag theologisch klar, dann können natürlich Hilfen aus anderen Gebieten wie etwa Psychologie oder Soziologie wichtig werden. Ebenso sollte das Notwendige über Verwaltung

und Finanzen gelehrt werden, Dinge die für die Führung einer Gemeinde unabdingbar sind. Aber klar ist, das alles darf nie zum Ersatz für das eigentliche werden, für den biblischen Auftrag, den wir als Kirche und als Christen haben, und der für uns spezifisch ist. Ohne diesen hätten wir als Kirche letztlich keine Daseinsberechtigung.

Eine spannende Frage wäre dann noch, zu überlegen, was dieser Auftrag, die gute Nachricht zum Heil der Menschen für Leib und Seele zu verkünden, wohl für die Gemeinschaft der Christen bedeutet. Hier nur noch eine Andeutung. Die »neue Kreatur« von der Paulus spricht (2 Kor. 5,17) muss sich ja auch in der »Gemeinschaft der Heiligen« zeigen (also derer die von Gott durch das Evangelium geheiligt werden): Sie würde zu einem Stück des neuen Menschseins, wenn Menschen unter diesem Heil Gottes so zusammenleben, dass sie miteinander Gottesdienst feiern, das Leben in seinen Höhen und Tiefen teilen, zusammen froh oder auch traurig sind und sich wirklich für »Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung« auf unserer Erde einsetzen. Was hieße das für unsere Kirchengemeinden oder manch andere Formen christlichen Gemeinschaftslebens? Hier sollte man weiterdenken – wie auch dieser ganze Artikel dafür gedacht ist, anzuregen, zu erinnern und Interesse zu wecken, neue Wege zu gehen. – Im Sinn von Pfingsten eben.

*Christoph von Knobelsdorff
Pfarrer i.R.*

Geschäftsführer des Bayreuther Forums Kirche und Universität

Aussprache

Nicht nur Begeisterung

Zu »Ein Leben mit Einschränkungen«, Nr. 6/12 und andere seit »Neue Begeisterung«, Nr. 1, S. 16

In der Januar-Ausgabe des **KORRESPONDENZBLATTs** hat Gerhard Nörr eine Debatte angestoßen, die bis zur Juni-Ausgabe und vielleicht darüber hinaus fortgeführt wird – leider so, dass sein eigentliches Anliegen durch andere Aussagen in seinem Brief mehr und mehr in Vergessenheit gerät.

Sein erstes Anliegen war »Neue Begeisterung« (so die Überschrift über seinen Leserbrief). »... wo bleibt da der Geist, wo bleibt da die Begeisterung?«, das war einer seiner Kernsätze. Ohne die von ihm angemahnte Leidenschaft kann unser Beruf nicht ausgeübt werden – dem stimme ich zu.

Nur Begeisterung – das hat auch unsere Generation nicht erlebt: Aufgabe des Berufs der Ehefrau, Wohnung in einem »Wohnklosett mit Kochnische« (so ein befreundeter Bauunternehmer), bevor das Pfarrhaus fertig wurde – und dann der Gemeindesaal über den Schlafzimmern, auch der Kinder, und der Jugendraum unter diesen Zimmern. Meine Frau hat darunter gelitten – mehr wohl als ich damals zur Kenntnis nehmen wollte. Sie hat auch mit Recht meine Leidenschaft für die stark wachsende Vorstadtgemeinde nicht immer in ihrem ganzen Umfang verstanden. Dafür konnte ich mich später bei ihr nur entschuldigen. Aber sie hat diese Begeisterung mitgetragen – verbunden im Glauben und in der Sorge für die Menschen – mit dem Ergebnis, dass wir nach 47 Jahren auf eine glückliche Ehe gemeinsam zurückschauen können.

Das vielleicht auch deshalb, weil wir

all die Jahre nicht nur die Belastungen, sondern auch die Vorteile eines Pfarrerberlebens in einem Pfarrhaus gesehen haben:

- Die Möglichkeiten für meine Frau, besonders nach der Kinderphase, ehrenamtliche Tätigkeiten dort zu übernehmen, wo es ihren Fähigkeiten und ihren Wünschen entsprach, in der Gemeinde und außerhalb, unabhängig von meinem Aufgabenbereich. Dieser ehrenamtliche Einsatz geht bis heute dort weiter, wo er Freude macht, auch elf Jahre nach Beginn des Ruhestands. Er macht das Alter zu einer erfüllten Zeit. (Erfüllten Ruhestand erlebe ich auch selber, dadurch dass ich nach wie vor mit Leidenschaft Pfarrer bin und deshalb gebraucht werde – und trotzdem viel Zeit für uns zusammen mit meiner Frau genießen kann.)
- Während des Dienstes: Die Freude für mich, am Morgen in wenigen Schritten am Arbeitsplatz zu sein, ohne stundenlange Autofahrten und den Stress in Staus.
- Die Möglichkeit für die Familie, ein Leben lang miteinander zu essen: am Mittag, meist auch mit den Kindern, da wir unsere Mittagspause ja in der Regel selbst zeitlich bestimmen können, und am Abend (bevor dann die Arbeit weiter ging). Wie viele Familien können sich das leisten?
- Das Angebot an die Kinder, den Vater zwischendurch einmal zu fragen bei kleinen Problemen in Latein oder Mathematik (für andere Fächer war die Mutter zuständig), bevor aus den kleinen große Probleme wurden.
- Das alles bei einem Gehalt und einer Pension, mit der wir gut leben und auch in der Zeit als Pensionäre gut und ausführlich reisen können. Dankbar dabei für die Beihilfe zu den Krankheitskosten durch die Kirche. Später eine Witwenrente und eine kleine eigene Rente für meine Frau (durch den Dienst vor der Ehe, die Kindererziehung und eine freiwillige Nachzahlung), die sicher höher sind als das, was eine Krankenschwester zum Beispiel in ihrem Leben je verdient hat. (Zugegeben: Ich hatte während des ganzen Dienstes Stellen mit mehr Arbeit und größerer Verantwortung und damit mit einem etwas höheren Gehalt.)

Einige Beispiele, wie meine Frau und ich die Vorteile unseres Pfarrerberlebens gesehen haben und sehen. Das heißt nicht, dass andere es auch so sehen können und sehen müssen. Ich bin aber überzeugt, dass keiner nur Negatives erlebt, dass jeder in unserem Beruf auch für vieles dankbar sein kann, dass vieles Pfarrer und Pfarrfrau gerne und vielleicht sogar mit Begeisterung ja sagen lässt.

Zum Schluss: Manchmal frage ich mich bei unserer augenblicklichen Diskussion, was wohl die Frau eines Handwerksmeisters oder eine Bäuerin dazu sagen würde: Sie haben mit ihrem Mann auch seinen Beruf und eine intensive Mitarbeit mit geheiratet – und sind dabei oft viel weniger finanziell abgesichert als wir.

*Günther Zeilinger,
Pfarrer und Dekan i. R., Ansbach
in Absprache mit Ehefrau Hiltrud*

Bitteres Privileg

Privatversichert? Beihilfeberechtigt? Wunderbar!

Meine Frau seit Jahren ohne Arbeitsstelle (»zu hoch qualifiziert für einen Teilzeit-Job in der Oberpfalz«), dazu zwei Kinder, bei denen jetzt die kieferorthopädischen Maßnahmen anlaufen – und eine Beihilfestelle im Landeskirchenamt, von der Anträge seit mehreren Jahren nach frühestens acht Wochen bearbeitet zurückkommen.

Es wird mir zu peinlich, regelmäßig nach sechs Wochen Wartezeit den für mich zuständigen Sachbearbeiter um bevorzugte Behandlung zu bitten.

Die Personalabteilung möge bitte umgehend Abhilfe schaffen und damit auch den Damen und Herren neue Freude an der Arbeit ermöglichen, die sich derzeit im Angesicht von immer neuen Maßgaben und Vorschriften an den angewachsenen Bergen von eingehenden Rechnungen und Kostenvoranschlägen abarbeiten.

*Hans-Martin Meuß,
Pfarrer St. Michael Weiden*

Liebe Leserin, lieber Leser!

»Kommt, atmet auf« – ein schönes Buch, das sich in vielen Gemeinden auch gut hat einführen lassen. Damit wäre ein wenig vom Ziel erreicht, Lust zum Singen zu machen. Das ist ja alltägliche Beobachtung und nicht nur Klage weniger Fachleute: Dass immer weniger gesungen wird.

Nur verstehe ich dann noch weniger, dass man das Buch nicht im Handel bekommt. Nicht wenige Gemeindeglieder würden es gern kaufen. Also machen wir einen »Umweg« über das Pfarramt, das aber eigentlich kein Buchhandel ist. Gut, wir machen kein Geschäft dabei, aber muss denn das sein? Und wollten wir nicht vielleicht auch die erreichen, die den (Um)Weg zum Pfarramt nicht finden?

Was ich auch nicht verstehe: Warum Schulen nur 10 Prozent Rabatt bekommen. Natürlich, auch hier kann wieder ein Pfarramt als Besteller auftreten, in diesem Fall am Rand der Legalität. Wenn eine Schule schon einen oder mehrere Klassensätze kaufen will – warum muss man so deutlich machen, dass die irgendwie nicht ganz »dazu« gehören?

Von der Erhöhung des Preises, die es

inzwischen gegeben hat, will ich nicht reden – die hat wahrscheinlich damit zu tun, dass die weiteren Auflagen nach Sättigung des Marktes kleiner und teurer und nicht mehr kirchlich subventioniert sind (denke ich), der Verbreitung des Buches dient es aber auch nicht.

Aber was will man auch erwarten, wenn die Großdruckausgabe unsres EG als eine Art »Book on demand« behandelt und seit Jahren nicht mehr nachgedruckt wird? Das passt in die Diskussion um die alternde Gesellschaft – aber eben wie die Faust aufs Auge. Kann jemand sich ernsthaft vorstellen, dass das »Gotteslob« nicht käuflich zu erwerben wäre – auch, wenn an einer neuen Ausgabe schon gearbeitet wird? Das schaffen nur wir...

Ihr Martin Ost

P.S.: Neuerdings haben wir den »Liederkanon« – wieder ein schönes Heft und noch eine Frage: Wo und wem soll ich es austeilen? Das Anliegen verstehe ich und will ich verfolgen, aber wem gebe ich das Heft? Für meinesgleichen hätte eine Liste der »kanonischen Lieder« genügt.

Danke

...für die theologischen »Update«-Beiträge im Korrespondenzblatt! Das ist eine hervorragende Idee, um universitäre Theologie und im alltäglichen Dienst stehende Pfarrer/innen zusammenzubringen bzw. zusammenzuhalten. Erstaunlich, wie viel sich allein in den letzten 20 Jahren in der Theologie bewegt hat; wie viel von dem, was z.B. im AT als wissenschaftlich gesicherte Erkenntnis verkauft wurde, mittlerweile ins Wanken geraten ist und ganz anders gesehen wird. »Update« leistet, was man sonst nirgends so kompakt und verständlich dargestellt findet. Wer tiefer einsteigen möchte, wird außerdem auf aktuelle, weiterführende Literatur verwiesen. Prima!

Bitte setzen Sie diese Serie durch alle theologischen Disziplinen fort. Vielleicht ist ja auch jemand von der philosophischen Fakultät bereit, einen Beitrag zu schreiben. Und wenn wir damit durch sind, ist es wahrscheinlich an der Zeit, wieder von vorne anzufangen...

*Dirk Acksteiner, Pfarrer
Sonnefeld*

Klärung eigener Glaubensfragen. Die Gleichnisse Jesu, sein heilendes Handeln, sein Umgang mit Schuld, Konflikten, Krankheit und Leid leuchten als orientierende Perspektiven auf. Im letzten Kapitel führen die Autorinnen in fünf kurzen Abschnitten in die verschiedenen Arten des Betens ein: Das vorformulierte Gebet, das betrachtende Gebet, das freie Gebet, das kontemplative Gebet und die Lectio divina.

Besonders gelungen erscheinen mir die Abschnitte über die Konfliktfähigkeit, Schuld und Versöhnung. Biblische Weisheit und therapeutisches Handeln sind hier stimmig aufeinander bezogen. Die Aufmachung des Buches ist übersichtlich und durch Zwischenüberschriften gut gegliedert. Es ist im besten Sinne ökumenisch, insofern Erfahrungen aus der Exerzitienarbeit mit bibliodramatischen und bibliologischen Elementen verbunden werden. Theologen und Nicht-Theologen erhalten in diesem Buch viele methodische Anregungen: Bibelwanderung, kreatives Schreiben, kreatives Gestalten und verschiedene Formen der Textarbeit.

Das Buch kann in kleinen Abschnitten gelesen werden. Es eignet sich hervorragend für die Arbeit mit Gruppen in der Erwachsenenbildung für Hauskreise, Konfirmandengruppen, den Religionsunterricht und die geistliche Begleitung. Auch Prediger und Predigerinnen erhalten für die persönliche Annäherung an den Text- und die Predigtvorbereitung eine Fülle von Anregungen. In den Kapiteln über Ängste und Sinnsuche wäre die intensivere Berücksichtigung von

psychologischen Aspekten hilfreich gewesen. Insgesamt zeigen sich die Autorinnen als theologisch und methodisch versierte geistliche Begleiterinnen. Die Lebensnähe und die verständliche Form der Darstellung überzeugen. Ebenso der erfahrungsorientierte Zugang zur Bibel. Ein gelungenes Buch für Theologen/Theologinnen und an Glaubensfragen Interessierte.

*Dr. Karl-Heinz Röhlin, Rektor des
Pastoralkollegs Neuendettelsau*

Martin Nicol/Alexander Deeg, Im Wechselschritt zur Kanzel Praxisbuch Dramaturgische Homiletik, Göttingen 2005, ISBN 3-525-560257-X

Es freut mich, wenn jemand Spaß hat und wecken will am Predigen, freut mich so, dass ich gern darüber hinwegsehe, manches nicht zu verstehen in diesem Buch. Denn natürlich steht dahinter eine Theorie, »Dramaturgische Homiletik« heißt sie in diesem Fall. Nachdem es ein Praxisbuch ist, muss man den theoretischen Hintergrund erschließen.

Es freut mich, wenn jemand mir nicht die (ausgetretenen) Wegen zum Besinnungsaufsatz als Gleise preist. Einen weiten Blick haben die Verfasser, in die Zeitung (es muss nicht die SZ sein) und das Kino, der Blick darf über Bayern hinausgehen, wie schön und ein Hinweis auf manche Beschränkheiten. Ich frage mich aber, wie ich dazu die Zeit haben soll, jede Woche mindestens eine Predigt für zwei Sonntagsgottesdienste seit

Bücher



Iris Geyer / Maike Schmauß Übers Wasser Gehen Wie die Bibel hilft, nicht im Alltag zu versinken Kösel-Verlag München 2011

Biblische Texte als Glaubens- und Lebenshilfe neu zu erschließen, das ist das Anliegen der Verfasserinnen. Bei der Auswahl der Themen ließen sie sich dabei von aktuellen Lebensfragen leiten: Stress, Mobbing, Beziehungskrisen, Schuld, Angstgefühlen, Suche nach Sinn und Glück. Auf den biblischen Text folgen jeweils Leitfragen und Impulse unter Einbeziehung der eigenen inneren Bilder und gut nachvollziehbare Übungen. Den Leserinnen und Lesern werden dabei keine fertigen Antworten gegeben, sondern Anregungen für die

Sie schätzen die Kleinstadt mit bester Infrastruktur, Felder, Wiesen und ein gutes Radwegenetz vor der Haustür ebenso wie die Nähe zu München?

Dann sollten Sie unsere Kirchengemeinde kennenlernen.

Wir suchen Sie: einen Pfarrer/eine Pfarrerin oder Ehepaar,

welche/s sich nicht davon abschrecken lässt, dass unsere Kirchengemeinde (www.taufkirchen-dorfen-evangelisch.de)

aus zwei Sprengeln (Dorfen und Taufkirchen) besteht.

Viele Ehrenamtliche freuen sich, wenn sie Sie unterstützen können.

Für Informationen steht Ihnen zur Verfügung:

KV-Vertrauensmann Markus Strack, Tel.: 0 80 81 – 88 21,

Mail: markus.strack@taufkirchen-dorfen-evangelisch.de

Die Ausschreibung mit näheren Angaben finden Sie im KABI 02/2012 und 07/2012

32 Jahren, das fünfte Mal auf der Tour durch die Predigttexte. Es ist nicht die Zeit, die fehlt, meist jedenfalls, es ist der Freiraum zum Denken. Ich rieche ihn, sehnsüchtig, wenn ich die gelungenen Predigtstücke (»Moves« heißen sie hier) lese und vergesse, wie mich das erinnert an die Matheaufgaben, die in der Schule aufgingen und, wenn ich sie daheim lösen wollte, ging nichts. Ich frage nur schüchtern, wie die Moves zum Text passen. Liebende wissen, dass die Intentionen ihrer Worte jenseits dessen liegen, was der Philologe hört. Schön, eine Homiletik zu sehen, die das auch weiß.

Ich freue mich, dass jemand die Theologie so liebt, dass er sie aus den Konventionen befreit und nicht alles für erklärt hält, nur, »wenn schon Luther...« Und frage nicht, ob da nicht in vielen Dingen das protestantische Bildungsbürgertum (zu) deutlich dominiert. Für welche Gemeinden diese Art des Predigens gedacht ist? Ich freue mich, dass die »art« des Redens, also »Weise« wie »Kunst« des Redens behandelt wird und frage nicht, ob Vorlesungen dafür Beispiele bieten und ob meine Gemeinde solcher Rede folgen und ihr mehr abgewinnen kann als einen Move, der, weil unverbunden, erratisch stehen bleibt.

Ich freue mich an der Freude der Verfasser und frage nicht, ob nicht manche Begriffe arg künstlich klingen, der Bildungsschicht geschuldet, frage nicht, wo die Leidenschaft bleibt, die ihre Worte nicht wie Pralinen aus der Schachtel wählt.

Ich freue mich, mit »Lust & Laune« zur Kanzel zu gehen statt mit »Nichtkönnen und Dochmüssen«, auch, wenn das schwer fällt bei der vierten Predigt im fünften Gottesdienst am Heiligen Abend und nicht nur da. Sich daran erinnern lassen, dass die Mühe ihrer Fertigung sich nicht im Seufzen innerhalb der Predigt niederschlagen muss und auch nicht Ausweis ist ernsthafter Beschäftigung mit einem Text, ist auf jeden Fall gut. Dass jede PredigerIn ihren eigenen Weg zur Predigt finden möge, ist ein guter Wunsch der Autoren, die sich erkennbar davor fürchten, lauter Deegs und Nicols auf den Kanzeln zu begegnen. Lese, wer zu predigen hat und nehme sich die Freiheit, zu lesen, was interessiert, ohne Rücksicht auf die Reihenfolge in diesem Buch, das sich so auch als Buch neben der Predigt eignet. Was es nicht ist: ein Steinbruch von Ideen. Ich denke, wer die dramaturgische Homiletik begriffen hat, weiß, warum

man Predigten nicht aus den Steinbrüchen von Texten zusammensetzen sollte.

Martin Ost

Ankündigungen



LV für Evang. Kindergottesdienstarbeit

■ Godly Play

Einführungstag

22. 9., 9.30 bis 16.00 Uhr

Ort: Amt für Gemeindedienst, Nürnberg

»Godly Play« versucht, Kindern auf spielerische Weise Zugänge zu Glaubensfragen zu vermitteln. Mit Hilfe kreativer Materialien und einer besonderen Raumgestaltung sollen bei den Kindern Neugierde, Forscherdrang und Lernfreude geweckt werden, mit der sie gemeinschaftlich und selbstbestimmt Sprachfähigkeit im Glauben entwickeln.

Am Vormittag werden die Grundgedanken und die Arbeitsweisen von Godly Play vorgestellt. Am Nachmittag werden wir in Arbeitsgruppen die Methode vertiefen.

Leitung: Annette Deyerl, Eva Forssman, Ute Christa Todt

Anmeldefrist: 14.9., Frühbucheypreis bis 15.8. € 25,-, danach € 35,-

■ Der rote Faden im Kindergottesdienst

Fachtag Liturgie

6. 10., 9.30 bis 15.00 Uhr

Ort: Amt für Gemeindedienst, Nürnberg

Aus der Handreichung »Liturgie im Kindergottesdienst« stellen wir vor: Impulse für eine ansprechende Gestaltung mit lebensnahen Texten, Symbole und Handlungen, die Atmosphäre schaffen und einladen zur Begegnung mit Gott und zur Gemeinschaft untereinander, Liturgische Elemente mit Gestaltungsideen für alle Sinne.

Leitung: Annette Deyerl, Monika Hofmann

Anmeldefrist: bis 24.9.2012, Frühbucheypreis bis 15.8.2012 € 25,-, danach € 35,-

■ Schau dich an!

Psalm 139, Petrus und ein Spiegel
Fachhalbtage zur neuen Kinderbibelwoche
20. 10., 9.30 Uhr bis 13.00 Uhr

Ort: München

Der Titel der neuen Kinderbibelwoche ist ermutigend gemeint. Gemeinsam mit den Kindern Fritzi und Flo entdecken die Kinder den Psalm 139. An diesem Fachtag erhalten Sie einen Einblick in die einzelnen Tage der Kinderbibelwoche, der Andacht und des Familiengottesdienstes, die kreativen Umsetzungen der Tage, Bastelarbeiten und einzelne Spiele werden vorgestellt. Auch Fragen zu Organisation und Vorbereitung einer Kinderbibelwoche oder eines Kinderbibeltages werden angesprochen.

Leitung: Ute Christa Todt

Anmeldefrist: bis 1.10., Frühbucheypreis bis 14.9.2012 € 10,-, danach € 5,-

■ Grundlagen des Erzählens

17. 11., 9.30 bis 16.00 Uhr

Ort: München

Eine biblische Geschichte frei erzählen, eigene Gedanken und Bilder beschreiben, nicht immer nur Vorlesen – das ist eines der Erfolgsrezepte für einen abwechslungsreichen Kindergottesdienst. An diesem Fachtag werden Grundlagen des Erzählens vermittelt und eingeübt.

Leitung: Jörn Künne

Anmeldefrist: bis 31.10., Frühbucheypreis bis 10.10.2012 € 25,-, danach € 35,-

■ Kinder entdecken Gott

Zertifizierter Erzählkurs Godly Play

24., 9.00 Uhr – 27.10., 13.00 Uhr

Ort: Kath. Universität Eichstätt

Diese sehr intensive Fortbildung ist vom Wechsel von Aktion und Reflexion bestimmt. Neben Einheiten zur Theorie beinhaltet sie anhand von 15 Geschichten Gelegenheit zum Miterleben und eigenem Erproben. Die erfolgreiche Teilnahme an dieser Fortbildung wird mit einem Zertifikat als anerkannter Godly Play-Erzähler honoriert. Die Zulassung zum zertifizierten Erzähl-Kurs setzt den Nachweis der Teilnahme an einem Einführungstag voraus (z.B. am 22.9.2012 oder am Workshop der Landestagung in Straubing (22.-24.6.).

Referent/in: Wolfhard Schweiker, Stuttgart und Anita Müller-Friese, Karlsruhe

Leitung: Eva Forssman

Anmeldefrist: bis 24.9., Frühbucheypreis bis 15.8.2012 € 330,-, danach € 380,-

■ Basiskurs für Jugendliche (14–17 J.)

29. 10., 14.00 Uhr bis 2. 11. n.d. Essen

Ort: Pappenheim, Landvolkshochschule

Wie bereite ich einen Kindergottesdienst vor? Wie ist ein Kindergottesdienst aufgebaut? Wie erzählt man eine Geschichte anschaulich? Wie betet Mann/Frau mit Kindern? Welche Lieder und kreativen Möglichkeiten gibt es zur Ausgestaltung? Wie gehe ich mit »schwierigen« Kindern um? Wie können wir einladen und werben? Viele Fragen also! Auf die wollen wir gemeinsam Antworten suchen.

Leitung: Jörn Künne und Team

Anmeldefrist: bis 5.10., Frühbucheypreis bis 17.09.2012 € 60,-, danach € 80,-

Kurzurse

■ Seminarreihe: Die Intensivstation 18.-21.10.

Ort: Schloss Weidenkam/ Starnberger See
Leitung: Pfr. i. R. P. Frör, Dipl.-Psych. S. Elsässer
Stufen des Sterbens: Phänomenologie – Einstellungen – Vorgehensweisen
Unter Mitwirkung von Karoline Labitzke, Beauftragte für Spiritual Care in der Palliativarbeit und Lydia Müller, Psychologin und Psychoonkologin
Anmeldung bei P. Frör

■ FrauSein in der Kirche

29.10. – 02.11.

Ort: Bildungshaus St. Martin Bernried

Leitung: Irmgard Wolf-Erdt; Uda Weidt

Die persönliche/ berufliche Biographie wird maßgeblich davon geprägt, ob wir sie als Mann oder Frau gestalten und erleben. In diesem Kurs soll es um die pastorale Identität gehen, seelsorgliche Erfahrungen und um die geistliche Heimat von Frauen in der Kirche. Wir arbeiten mit Methoden der Gestalttherapie und des Psychodramas, mit Fallbeispielen und biblischen Texten, wobei die Biographiearbeit einen Schwerpunkt bildet.

Zielgruppe: Frauen im pastoralen Dienst, Pfarrerinnen, Diakoninnen, Pastoralreferentinnen, ...
Anmeldung in Reihenfolge des Eingangs

■ Tiefenpsychologische Grundbegriffe in Theorie und Praxis

15.04. – 19.04.2013

Ort: Nürnberg

Leitung: Pfrin. Ulrike Otto/ Pfrin. Ulrike Klein
Häufig begegnen wir in unserem Arbeitsalltag Begriffen wie Abwehr, Widerstand, Übertragung und Gegenübertragung, Es-Ich-Überich, neurotische Persönlichkeit usw. Wir verbinden damit ein meist knapes und theoretisches Wissen. Der Kurs bietet Ihnen die Möglichkeit, sich einigen zentralen tiefenpsychologischen Begriffen in vertiefender Theorie zu nähern und sie mit dem eigenen Erleben und der eigenen Praxis zu verknüpfen.

Anmeldung: ulrike.otto@klinikum-nuernberg.de

■ Rehasorge – Menschen begleiten in Übergängen, Abschied und Neubeginn

Ein Basiskurs zu Bedingungen, Konzepten und Arbeitsformen in der Reha-Seelsorge
01.-05.07.2013

Ort: Bad Neustadt a.d. Saale / Bad Kissingen

Leitung: Pfr. Harald Richter / Pfrin. Claudia Weingärtler

Der Bedarf an Seelsorge in Rehaeinrichtungen hat deutlich zugenommen. Bad Neustadt a.d. Saale als erste diesbezügliche Projektstelle in Bayern sowie die Kur- und Rehasorge Bad Kissingen vereinen 30 Jahre Erfahrung in diesem neuen bzw. gewandelten Handlungsfeld.

Der Kurs ermöglicht den Austausch über die besondere Lebenssituation von Menschen in der Reha und reflektiert diese auf theologischem wie pastoralpsychologischem Hintergrund, die Reflexion der eigenen Arbeit anhand konkreter Fallberichte, gibt Einblicke in bewährte Angebote vor Ort und lädt ein zur Reflexion über deren Transfer in den eigenen Arbeitsbereich, über ihre Chancen und Grenzen.

Zielgruppe: Gemeindepfarrer/innen mit entsprechendem Dienstauftrag, haupt- und zeitlich in der Kur- und Rehasorge tätige Kollegen und Kolleginnen sowie Beauftragte in landeskirchlichen oder diözesanen Leitungsfunktionen, die neu in diesem Feld beginnen oder die ihre bisherige Arbeit reflektieren möchten.

Anmeldung bis spätestens 31. 05. 2013 bei Pfr.H. Richter Bearbeitung in der Reihenfolge des Eingangs

■ Notfallseelsorge

08. – 12.07.2013

Ort: Bayreuth

Leitung: Pfr. J. Steiner; Pfr. M. Thoma

Für Pfarrer/innen, die in ihrem Bereich für die Notfallseelsorge zuständig sind und Lust haben ihre Praxis anhand eigener Fälle zu reflektieren und durch Feedback an ihrer Seelsorge zu lernen. Der Kurs führt ein und vertieft in die Grundthemen der Notfallseelsorge: Theologie der NFS, Struktur einer Intervention, Psycho-traumatologie Die Teilnehmerzahl ist auf 8 Personen begrenzt.

Anmeldung an Pfr. J. Steiner

Sechs-Wochen Kurse

■ Berufsbegleitender Sechswochenkurs (ca. 10 Monate)

19.11.2012 – 02.08.2013

Orte: Bayreuth/Nürnberg

Leitung: Pfrin. U. Otto / Pfr. J. Steiner

Auswahltag 26.09.2012, Anfangswoche 19. – 23.11. 2012 (Bayreuth/Oberwaiz), Intensivtage 08.-12.04.2013 (Bayreuth/Oberwaiz), Schlusswoche 29.07.- 02.08.2013 (Stein bei Nürnberg). Dazwischen 8 Studientage am Di in Bayreuth (27.11./15.01./05.02./05.03.) und Nürnberg (30.04./ 14.05./ 18.06./ 02.07.) und 3 Supervisionen.

Praxisfeld: eigenes Tätigkeitsfeld, bei Bedarf kann auch ein Praxisfeld im Klinikum Bayreuth oder im Klinikum Nürnberg Nord übernommen werden.

Anmeldung bis 12.09.2012 bei ulrike.otto@klinikum-nuernberg.de

Bearbeitung in Reihenfolge des Eingangs

■ Fraktionierter Sechswochenkurs

19.11.2012 – 27.04.2013

Ort: München

Leitung: Pfrin. Irmgard Wolf-Erdt / Pfr. Walde-mar Pisarski – angefragt

3 x 2 Wochen:

I.: 26.11. – 07.12.2012

II.: 14.1. – 26.1.2013 mit Intensivwochenende (18.1. – 20.1. in Bernried)

III.: 15.4. – 27.4.2013

Theoretischer und methodischer Schwerpunkt : Gestalttherapie. Besonderheit: in der Kursleitung zwei Gestalttherapeuten
Kombination von eigenem Praxisfeld und Einsatz in Münchner Kliniken

Anmeldung ab sofort bei Pfrin. I. W. Erdt

Bearbeitung in Reihenfolge des Eingangs

■ Fraktionierter Sechswochenkurs

08.04 – 16.08.2013

Ort: München Großhadern

Leitung: Pfr. Dr. B. Barnikol-Oettler/ N.N.

2 x 3 Wochen

08.04 – 26.04 + 29.07 – 16.08

Praxisfeld: Klinikum Großhadern

Anmeldung bei Pfr. B. Barnikol-Oettler

■ Fraktionierter Sechswochenkurs

03.06 – 29.11.2013

Ort: Bayreuth

Leitung: Pfr. J. Steiner/Pfr. R. Häberlein
3 x 2 Wochen:

I.: 03 – 14.06, II. 16. – 27.09. mit Intensivwochenende: 20. – 22.09, III. 18. – 29. 11.

Praxisfeld: Klinikum Bayreuth und Reha-Kliniken

Anmeldung bis 31.03.2013 bei Pfr. J. Steiner.
Bearbeitung in Reihenfolge des Eingangs.

Und weitere Angebote:

■ Supervidiertes Praktikum für Studierende

21.02. – 27.03.2013

Ort: Bad Neustadt/ Bad Kissingen

Leitung: Pfr. H.Richter, Pfrin. C. Weingärtler

Einführung in die Seelsorge in Gemeinde und/ oder Krankenhaus.

Eigene Erfahrungen machen und für sich und in der Gruppe unter Supervision reflektieren. Geeignet für Studierende der Theologie, Medizin und Humanwissenschaften.

Fünf Wochen plus Intensivwochenende mit Praxis in Klinik und/oder Gemeinde. In Kooperation mit der Augustana-Hochschule Neuendettelsau
Anmeldung bis spätestens 16.01.2013.

Bearbeitung in Reihenfolge des Eingangs

■ Pastoralpsychologische Weiterbildung in Supervision – Kursblock I + II

10.06 – 27.06.2014

10.11. – 14.11.2014

01.-12.06.2015

Ort: Weimar

Leitung: Pfrin. Theresa Rinecker/Pfr. Dr. Bernhard Barnikol-Oettler

Eine Kooperation des AK KSA Bayern und dem Seelsorgeseminar der EKM

Immer aktuelle Kursinformationen finden Sie im Internet unter www.ksa-bayern.de

Kosten: Kurzurse: ca. € 300,- pro Person, Sechs-Wochen-Kurse ca. € 1500,- pro Person

Evangelisches Bildungszentrum Hesselberg

■ Vertiefungsseminar Gewaltfreie Kommunikation nach Marshall B. Rosenberg

27.09.12 (18.00 Uhr) – 30.09.12 (13.00 Uhr)

In diesem Kurs geht es darum, die Methode der Gewaltfreien Kommunikation zu vertiefen und eine intensivere Verbindung zu sich selbst zu erlangen, um eigene Kommunikationsmuster erkennen und verändern zu können. Insbesondere die Themen Ärger und Wut, sowie »Nein« sagen und »Nein« hören können, stehen in diesen Tagen im Vordergrund.

Dieses Seminar richtet sich an Menschen, die bereits an einem Einführungskurs in Gewaltfreier Kommunikation teilgenommen haben. Frühzeitige Anmeldung empfohlen.

Leitung: Georgis Heintz, zertifizierte Trainerin in gewaltfreier Kommunikation; Ansgar van Olfen, Schulungen in personenzentrierter Gesprächsführung und gewaltfreier Kommunikation

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Pfarrer- und
Pfarrerinnenverein
Mainbrücke 16,
96264 Altenkunstadt

Freud & Leid

aus unseren Pfarrhäusern

Geboren:

Joshua Daniel Wolf, 1. Kind von Eva Wolf und Wolfgang Ruprecht am 2.4. in Nürnberg (Oberasbach)

■ Wir wollen, dass Sie sich gut verstehen!

EPL – Erlebnis – Partnerschaft – Liebe – Ein Beziehungscoaching für Paare
05.10. (17.30 Uhr) – 07.10. (15.00 Uhr)
Speziell ausgebildete Trainerinnen und Trainer begleiten die Teilnehmenden bei Gesprächsübungen. Sie zeigen hilfreiche Kommunikationsregeln. Durch das Seminar können sie lernen, ihre Kommunikation mit dem Partner zu verbessern.

Anmeldung und Kosten über: AfG, Tel.: 0911/4316119 oder an familienarbeit@afg-elkb.de
Leitung: ausgebildete EPL-KursleiterInnen
Verantwortlich: Evelin Göbel, Dr. Christine Marx

Ausblick:

■ Seminartage »Kirche und Motorrad«

07.10. (18.00 Uhr) – 09.10. (13.00 Uhr)
Veranstalter: Arbeitsgemeinschaft Motorrad Evangelisch (AG MEV)
Infos bei: Pfarrer Frank Möwes, frank@motorrad-evangelisch.de

■ Veeh-Harfen-Wochenende für Fortgeschrittene: Irische Musik

12.10. (18.00 Uhr) – 14.10. (13.00 Uhr)

■ Mütter und Töchter – eine spannende Beziehung

13.10., 09.30 – 16.30 Uhr

Leitung: Erika Vorlauffer, Heilpraktikerin für Psychotherapie

■ Tanz des Pinsels – Malen mit Tusche

26.10. (18.00 Uhr) – 28.10. (13.00 Uhr)

Leitung: Dr. Dorothea Wittmann-Klemm
Anmeldung und Information: Bildungszentrum Hesselberg, Hesselbergstr. 26, 91726 Gerolfingen; Tel.: 09854 - 10-0; Fax: 10 -50; E-Mail: info@ebz-hesselberg.de;

Diakonie.kolleg

■ Ehrenamtliches Engagement fördern: wertschätzend, systematisch, nachhaltig

Fortbildung zur/zum Ehrenamtskoordinator/in
5 Module, Start: 19. - 20. 10.,
Ort: Nürnberg

Das Fortbildungsangebot richtet sich an alle, die hauptberuflich oder ehrenamtlich in Kirchengemeinden, Vereinen, Verbänden und anderen kirchlichen Einrichtungen ehrenamtliches Engagement systematisch fördern möchten.
Kosten: 500 € für Mitarbeiter/innen der Evang. Kirche und Diakonie.

Information und Anmeldung: Dorothea Eichhorn, Diakonie.Kolleg, eichhorn@diakonie-bayern.de, Tel. 0911 9354-410

Letzte Meldung

»Rückschau« Immobilienmanagement: Inzwischen sind die Dokumente aller Pfarreien eingegangen. Fraglich ist, wie der Dekan oder wie diese Dokumente weiter verarbeitet werden..«

aus: Protokoll

Bitte

Um einen guten Mitgliederservice zu gewährleisten, bitten wir alle Mitglieder, **Adressänderungen sowie Änderungen Ihres Dienstverhältnisses** rasch weiter zu geben an:
Pfarrer- und Pfarrerinnenverein
in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern
Mainbrücke 16
96264 Altenkunstadt
Tel.: 09572 / 79 05 00
Fax: 09572 / 79 05 01
rix@pfarrerverein.de

Impressum

Schriftleitung: Martin Ost, Kirchplatz 3, 97348 Markt Einersheim, Tel. 0 93 26/9 99 80, Fax 9 99 82, eMail: Martin.Ost@t-online.de in Gemeinschaft mit Karin Deter (Erlangen), Monika Siebert-Vogt (Schwanstetten), Bernd Seufert (Nürnberg).
Erscheint 11mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.
Den Text finden Sie auch auf der Internetseite www.pfarrverein-bayern.de
Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Freimund Druck und Medien GmbH Neuendettelsau, Ringstr. 15, 91 564 Neuendettelsau, Tel. 0 98 74 / 6 89 39-0, Telefax - 29.
Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern.
Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) – auch von Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins – sind zu richten an den **Herausgeber:** Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V., Pfarrer Klaus Weber, Mainbrücke 16, 96 264 Altenkunstadt, Telefon 0 95 72/79 05 00, Fax 79 05 01, e-Mail: info@pfarrerverein.de